

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Verlag: Karlsbad, Haus „Graphia“ — Preise und Bezugsbedingungen siehe Beiblatt letzte Seite

Aus dem Inhalt:
 Kommt die Nationalkirche?
 Kriegswaffe Pest
 Die Hauptmann-Legende
 England fragt

Die Expansion der Diktatur

Wandlungen der Ideologie — Vom Bolschewismus zum Faschismus

Seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der großen französischen Revolution waren die Ideen des politischen Liberalismus und der Demokratie, von den englischen Philosophen und den französischen Enzyklopädisten in einem großartigen geistigen Emanzipationskampf der Menschheit entwickelt, zu den herrschenden Ideen der Zeit geworden. Entstanden in den geistig und wirtschaftlich vorge-schrittensten Gebieten, den Bedürfnissen eines starken progressiven Bürgertums, von dem sich die Arbeiterschaft noch nicht gelöst hatte, entsprechend, sammelten sich auch in den anderen Ländern alle oppositionellen nationalen und sozialen Freiheitsströmungen unter dem Banner der Demokratie, die zugleich das Recht der Persönlichkeit wie die Selbstbestimmung der Nationen proklamierte. Die amerikanischen, englischen und französischen Institutionen wurden das Ziel der politischen Kämpfe. So stark war die Macht der Idee, daß sie auch dort Teilsiege errang, wo ihre Träger politisch sich nicht durchsetzen konnten und gegen Erreichung ihrer Wirtschaftsziele politische Kompromisse mit der alten Staatsgewalt abschlossen.

Aber auch Bismarck mußte nach den Siegen der preußischen Armee über Oesterreich und Frankreich in einem Lande, in dem anders als im Westen der große geistige Emanzipationskampf nie im gleichen Maß das ganze Volk erfaßt und in seinen Tiefen aufgewühlt hatte, in einem Lande zudem, das in seinen »Befreiungskriegen« gegen Frankreich unter Führung seiner Fürsten die Trennung der nationalen von der Freiheitsidee erlebt hatte, die notwendigen politischen Freiheiten dem Parlamentarismus und das allgemeine Wahlrecht zugestehen, letzteres freilich in der Erwägung, darin das Mittel gefunden zu haben, das Bürgertum durch die politischen Fortschritte der Arbeiter zu erschrecken, es zur raschen Unterwerfung unter die halbabsolutistisch gebliebene Staatsgewalt zu bringen und diese zu einer Art übermächtigen Schiedsgerichts über die Klassen zu machen. Er fuhr so in Deutschland schon das politische System, das im Westen entstanden war, eine starke Denaturierung, so setzte sich dieser Prozeß in rückständigeren Ländern noch viel stärker durch. Als die mittel- und südamerikanischen Republiken allmählich ihre nationale Selbständigkeit erhielten, da akzeptierte sie alle die Verfassung der Vereinigten Staaten. Aber das hinderte nicht, daß diese Verfassung für diese Länder mit einer ganz anderen politischen Geschichte und anderer sozialer Struktur ein Stück Papier blieb, daß sie in Wirklichkeit voneinander ablösenden, oligarchischen Schichten regiert und ausgebeutet wurden, daß in der Regel nicht das Wahlrecht, sondern der Militärputsch über den Regierungswechsel entschied. Und ein Zwischending etwa zwischen der deutschen und der südamerikanischen stellte die Verfassungswirklichkeit in den Balkanländern dar.

Man sieht, die politische Ideologie, losgelöst von den sozialen Verhältnissen, unter denen sie entstanden, kann merkwürdige Wandlungen erfahren; da sie aber in den fortgeschrittensten, wegen ihrer Blüte und Stärke bewundertesten Staaten geboren ist und in ihnen herrschend bleibt, übt sie bestimmte Fernwirkungen aus und bleibt vor allem das Ziel, dem die unterdrückten, oppositionellen Gruppen nachstreben. Nicht Abwendung von Liberalismus und Demokratie,

sondern ihre Verwirklichung bleibt die Lösung. So übt die Ideologie, die einmal unter bestimmten sozialen Verhältnissen entstanden ist, selbständigen Einfluß und wirkt ihrerseits bestimmend und modifizierend auf ganz andersartige soziale Verhältnisse.

Eroberung der Demokratie als Vorbedingung für den Sieg des sozialen Emanzipationskampfes nicht nur, sondern als Wert an sich, unauflöslich verbunden mit der Würde des Menschen, und als unentbehrliches Erziehungsmittel zur Selbstbestimmung der allmählich aus ihrer Degradation emporsteigenden Massen, das ist bis zur bolschewistischen Revolution unbestrittener Inhalt des politischen Kampfes der Arbeiterbewegung. Aber das Ziel hat sich erweitert. Die Demokratie soll der Arbeiterschaft die Herrschaft über den Staat geben, um die Staatsmacht als Hebel zu benutzen für die Beseitigung der Klassen und für die Schaffung einer sozialistischen Gesellschaft. Mit dem Fortschreiten der Arbeiterbewegung gewinnt auch diese Idee an Einfluß. Sie wird nicht zur herrschenden wie die politische

Idee des Liberalismus und der Demokratie. Aber sie bestimmt in steigendem Maß nicht nur die Opposition der Arbeiterschichten in Ländern auf den verschiedensten Stufen der ökonomischen Entwicklung, sondern beeinflußt darüber hinaus alle oppositionellen Bewegungen. Ueberall, wo Kämpfe gegen die eigene Staatsgewalt oder gegen nationale Fremdherrschaft in Gang kommen, werden sie zunehmend von der sozialen Befreiungsidee mit beeinflußt, schon um der eigenen oder fremden Staatsgewalt die gesamte Volksmasse entgegenzustellen. So gewinnt die sozialistische Idee etwa im vorrevolutionären Rußland Verbreitung und Stütze weit über die Kreise der Arbeiterschaft hinaus; die revolutionäre Intelligenz wird zu ihrer Vertreterin und sieht in der sozialistischen Bewegung des Westens den wichtigsten Verbündeten für den eigenen Kampf. Erst nach den ersten revolutionären Erfolgen kommt es zur stärkeren Differenzierung der Ideologie innerhalb der Intelligenz, werden aus früheren »Marxisten« Führer der Kadetten und Oktobristen. Ein Vordringen demokratisch-

sozialistischer Ideen findet man auch in den Emanzipationsbestrebungen aller rückständigen und zurückgebliebenen Nationen, in Japan und Indien, in Ansätzen selbst in Vorderasien und Nordafrika, besonders nach der Niederlage des Zarismus im Kampf gegen Japan und dem Erfolg der ersten russischen Revolution. Eng verbunden damit ist ein Nationalismus, der sich gegen die Fremdherrschaft der imperialistischen Mächte wendet, des gemeinsamen Gegners der europäischen Arbeiterschaft und der unterdrückten Nationen. Nur daß diese sozialistische Ideologie, die übrigens bis zum Kriege im angelsächsischen Bereich nur von kleinen und politisch unbedeutenden Minoritäten vertreten wurde, nie die Allgemeingültigkeit der liberalen und demokratischen erlangen konnte, deren geistigen und politischen Gehalt sie übrigens keinen Abbruch tat.

Wie in so vielen anderen bringt auch hierin der große Krieg, der Verschlinger der Ideologien, der Vernichter so vieler moralischer Werte, die radikale Wandlung. Die materielle Gewalt allein

England fragt

und wartet auf Antwort

Die englische Regierung hat das Kabinettsmitglied Lord Halifax nach Berlin geschickt, um Erkundigungen über die Absichten des braunen Systems einzuziehen zu lassen. Ueber die allgemeine Tendenz des Systems besteht auch in England kein Zweifel. Beweis: die englische Aufrüstung.

Zweifel herrschen in England über die Frage, zu welchen Spezialzwecken das braune System den Krieg vorbereitet, und ob englische Interessen dabei gekränkt werden sollen. Als diplomatische Sondierung nicht zum Ziele führte, schickte seinerzeit die englische Regierung ihren Fragebogen nach Berlin. Nach endloser Verschleppung mußte sie sich mit lautem Gebrüll sagen lassen, daß auf solche Fragen keine Antwort erfolge.

Die englische Diplomatie ließ indessen nicht locker. Sie wollte ihre Antwort haben. Am 15. Juni 1937 wurde Außenminister Neurath nach London eingeladen. Es sollten die deutsch-englischen Beziehungen besprochen und eine Grundlage für eine deutsch-englische Verständigung gefunden werden. Man fürchtete in der Spitze des Systems, daß bei dieser Gelegenheit der Fragebogen wieder auftauchen würde, daß Antworten gegeben werden müßten, die das Losschlagen in einem opportunen Augenblick erschweren könnten. Diese Einladung fiel in die Zeit, in der die radikale kriegslüsterne Fraktion des braunen Systems das Verbrechen der Beschießung von Almeria durchgesetzt hatte. Die gleiche Fraktion hintertrieb das Zustandekommen der Unterhaltung, am 21. Juni wurde der Besuch Neuraths in London von der deutschen Regierung abgesagt.

Jetzt ist die weltpolitische Situation abermals bis zum Zerreißen gespannt, und die englische Regierung unternimmt einen neuen Versuch, vom braunen System zu erfahren, was es eigentlich will, und welches seine konkreten Ziele sind. Ob diesmal konkrete Erklärungen gegeben werden, steht dahin. Die Erklärungen jedoch, auf die die englische Regierung hofft, wird sie

niemals erhalten. Denn die Ziele des braunen Systems wachsen mit seiner Macht. Seine Macht aber beruht nicht nur auf seiner eigenen Rüstung, sondern zugleich auf der Zahl und Macht seiner Bundesgenossen, auf der Zerstörung der internationalen Rechtsbegriffe, wie auf der Gewöhnung der Welt an den Krieg. Jede Erklärung, die das System abgibt, ist deshalb freibleibend. Jedes Zugeständnis, das dem braunen System gemacht wird, stärkt sein Ansehen nach innen wie nach außen, erhöht also seine Ansprüche.

Wenn England und Deutschland sich verständigen wollen, so gibt es Punkte, über die sich wahrscheinlich rasch eine Verständigung erzielen ließe. Das deutsch-englische Verhältnis ist in der Zeit der Weimarer Republik keineswegs kritisch gewesen. Der grundlegende Fehler der englischen Politik ist der folgende: sie sucht die Verständigung mit Deutschland, aber sie verhandelt mit dem braunen System. Sie nimmt die Regierung des braunen Systems für eine jener normalen Regierungen, wie sie in Westeuropa auf der Grundlage der Demokratie, des Willens zum Leben in Frieden und des verständnisvollen Ausgleichs mit anderen Völkern stehen.

Die englische Regierung geht von der Voraussetzung aus, daß die Regierung des braunen Systems Deutschland sei. Das ist eine Voraussetzung, die ein freiheitsliebender Deutscher, dem die wahren Interessen Deutschlands am Herzen liegen, niemals zulassen kann.

„Das Volk in Person“

Auf dem Königsberger Schloßhof wurden am 9. November um Mitternacht, bei Fackelbrand und gedämpfter Musik, einige neuaufgenommene SS-Männer vereidigt. SS-Oberführer Schrage hielt eine »von den Mauern wiederhallende« Ansprache, in der er sagte:

»Der neue Jahrgang, der heute zur SS kommt, hat seine körperliche Leistungsfähigkeit schon in der Bewerberzeit bewiesen. Er soll stets daran denken, daß er nun

berufen sein wird, in enger Gemeinschaft mit der Polizei für die Sicherheit des Reiches zu sorgen, damit die Tage von 1918 niemals wiederkehren.

Wer den feierlichen Eid abgelegt hat, hat damit bekundet, daß er sich nicht mehr allein gehört, sondern daß das Volk in der Person des Führers einen unbedingten Anspruch auf ihn hat. Nur durch den Führer oder durch den Tod kann der Eid gelöst werden. Wer ihn aber bricht, der soll ehlos sein!

(»Preußische Zeitung« Nr. 311)

Nur »in der Person des Führers« hat das Volk einen Anspruch auf die Treue der jungen SS-Leute. Wenn es sich einfallen läßt, einmal in anderer Person aufzutreten, ist jeder Volksverrat erlaubt. Mehr weltliche Vorsicht kann die Diktatur bei der Vereidigung ihrer Prätorianer wirklich nicht walten lassen.

Stimmungsbild

»... Und nun komme ich zu denen, die gerade in letzter Zeit hier und da anzutreffen sind. Das sind die Menschen, die zu den politischen Erfolgen, die nun einmal nicht wegzuleugnen sind, ein höchst bedenkliches Gesicht machen und Worte sprechen, wie: »Na, eines Tages«, worauf ein großes geistiges Fragezeichen kommt. Oder: »Auf die Dauer kann das ja nicht«, worauf ein ebenso großes geistiges Ausrufungszeichen erscheint. Oder: »Das muß ja über kurz oder lang, worauf durch einen Gedankenstrich das angedeutet wird, was sie nicht zu sagen wagen.

Faßt man dann nach und fragt sie, aus welchem Grunde sie den Zusammenbruch prophezeien, dann gucken sie dich an, als seiest du das dümmste Schaf unter der Sonne und murmeln etwas von Außenpolitik, von England, von Rohstoffmangel, von Bolschewismus, von Währung, von Devisen und dergleichen.

Diesen Unken muß schärfstens entgegengetreten werden.«

»Fridericus«

scheint über das Schicksal der Völker zu entscheiden. Der Krieg zerstört die Staatsmacht in den besiegten Ländern, erschüttert das Gefüge der Gesellschaft und öffnet den Weg für entschlossene festorganisierte Gruppen, sich der Gewalt zu bemächtigen und sie durch neu organisierte Gewalt zu behaupten. In Rußland errichteten Lenin und Trotzki mit Hilfe der zurückflutenden Soldaten ihre Herrschaft. Im siegreichen Bürgerkrieg schafften sie in der Roten Armee und in der GPU die Machtmittel ihrer unbeschränkten Gewalt. Zum erstenmal seit der französischen Revolution wird ein Staat neu geschaffen, in dem die persönliche Freiheit und alle politischen Rechte vernichtet sind. Freilich wähten die Gründer, die Vernichtung der Freiheit werde nur ein vorübergehender Zustand sein, die wahre Demokratie schließlich kommen.

Zum erstenmal auch waren Freiheit und Sozialismus getrennt. Sollte der Sozialismus — und war dies sein tiefster Sinn — verwirklicht werden, um damit die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Menschen auch von ihren wirtschaftlichen Schranken zu befreien, so wurde jetzt die Freiheit vernichtet, der neue Untertan der totalen Staatsgewalt in einen Staatsklaven verwandelt, sein Denken zwangsweise genormt, in der vagen Hoffnung, daß Freiheit und Selbstbestimmung den Versklavten einmal gleichsam als Abfallprodukt aus der Umorganisation der materiellen Produktivkräfte zufallen könnte. Als ob je in der Geschichte Despoten sich selbst beseitigt hätten und Sklaven Träger der Freiheit geworden wären, der Stalinismus nicht die notwendige Konsequenz des Leninismus sein müßte.

Aber der Sieg des Bolschewismus übte zunächst eine ungeheuerere Wirkung aus. Zum erstenmal schienen die unterdrückten Massen, noch dazu rückständige unorganisierte — Bauern und Arbeiter — die Staatsmacht in dem größten Reich der Erde erobert zu haben. Nicht der unendlich mühselige Kampf der Arbeiterbewegung in den fortgeschrittenen Ländern, nicht Aufklärung und Organisation hatten den Erfolg gebracht, sondern die rücksichtslose und geschickte Anwendung der Gewalt durch außerordentliche, zum Aeußersten entschlossene Führer. Man übersah die einzigartigen Bedingungen einer solchen Siegesmöglichkeit, die Schwäche des russischen Bürgertums, dem jeder Rückhalt in städtischen Mittelschichten und einer wohlhabenden Bauernschaft fehlte, die Zerrüttung und Unterhöhnung des Herrschaftsapparats, gegen den fast die ganze russische Gesellschaft schon im Frieden in erbitterter und verachtender Opposition gestanden hatte, die zur Revolte bereite Verzweiflung der landarmen Bauernschaft, und vor allem den Umstand, daß erst die Zerschlagung der Staatsmacht von außen her den Weg freigemacht hatte. Man sah nur den Sieg, und was in Rußland wirklich geworden war, mußte das nicht erst recht in den fortgeschrittenen Ländern möglich sein? In der Tat alles schien möglich, jetzt wo man an der Staatsmacht des größten Reichs den Rückhalt gefunden hatte. Die Stunde der Unterdrückten, hatte sie nicht endlich geschlagen?

So mußte auch die bolschewistische Ideologie gewaltigen Einfluß gewinnen und zum selbständigen Faktor politischen Geschehens werden. Wir haben nicht die Absicht, den Einfluß der bolschewistischen Ideologie auf die europäische Arbeiterbewegung zu verfolgen. Das grausige Trümmerfeld vom Ural bis zum Rhein spricht eine zu deutliche Sprache. Uns interessiert eine andere Seite: Die bolschewistische Ideologie mußte natürlich ihre stärkste Kraft ausüben in den Ländern »denaturierter Demokratie«, dort wo der Drang nach persönlicher und politischer Freiheit am wenigsten Wurzel geschlagen hatte. Das waren aber nicht nur europäische Länder; das waren die großen Kolonien, das waren die durch den Krieg aus ihrem geschichtlichen Dasein aufgeweckten Völker Asiens und Nordafrikas, die indische, chinesische und arabische Welt und auch manche mittel- und südamerikanische Staaten. In den letzteren erhebt sich unmittelbar und fast ohne soziale Uebergangsstufen über einem verelendeten Landproletariat, das kolonial-feudalen Ausbeutungsmethoden unterworfen ist, und über einer halbpauperisierten, halb proletarischen, zumeist aus einer Mischung von Indianern, Negern und Weißen entstandenen, jeder Organisation noch widerstrebenden Massen in den Städten eine kleine Schicht Reicher, die die politische und wirtschaftliche Macht monopolisiert haben. Zu-

gleich fühlen sich diese Länder, die herrschenden wie die beherrschten Schichten als Ausbeutungsobjekte des fremden, zumal des nordamerikanischen und englischen Kapitals. Damit sind für die bolschewistische Auffassung die Voraussetzungen für eine Revolution gegeben. Voraussetzungen, die am günstigsten zu sein scheinen in Mexiko, am geringsten in dem am meisten fortgeschrittenen Argentinien, während das größte Reich, Brasilien, etwa in der Mitte steht.

In der Tat beginnt nach der Oktober-Revolution die Sammlung all dieser oppositionellen, sozialen und nationalen Befreiungstendenzen unter bolschewistischen Losungen. Das Resultat ist das gleiche wie in Ost-, Süd- und Mitteleuropa: nach kurzem Aufflammen werden die kommunistischen Bewegungen unterdrückt und mit ihnen zugleich jede Form der Arbeiterbewegung.

Aber die Unterdrückung geht weit über die Grenzen hinaus, die in der Zeit vor dem Krieg, in der Zeit der Herrschaft der liberal-demokratischen Idee möglich erschienen. Denn der bolschewistische Ideologie setzt sich jetzt die faschistische nationalstaatliche entgegen. Sie übernimmt die Lehre vom totalen Staat, die Leugnung der Demokratie, die Verneinung der geistigen und politischen Freiheit. Sie bleibt in der Grausamkeit der Anwendung nicht hinter ihrem Vorbild zurück. Aber auch dort, wo halb- und ganzfaschistische Parteien sich noch nicht der Staatsmacht bemächtigt haben, beginnt die faschistische Ideologie ihren Einfluß auszuüben. Das Streben all dieser rückständigen oder unterworfenen Völker geht nach nationaler Selbständigkeit, nach Begründung eines eigenen und unabhängigen Staates. Träger des Kampfes ist die neu sich bildende einheimische Bourgeoisie und die Intelligenz. Die fremden Oberherren, die Einflüsse des ausländischen Kapitals sollen beseitigt, (azu alle Kräfte der Nation zusammengefaßt werden. Auch die bolschewistische Ideologie war dort, wo sie Boden gefunden hatte, nationalistisch denaturiert worden. Aber die bolschewistische Ideologie droht beständig die kämpfende Nation sozial zu zerspalten, während der aggressive Nationalismus sie eint. Bürgertum und Intelligenz übernehmen die neue Ideologie, die in den beiden europäischen Großstaaten gesiegt hat; nicht mehr an Rußland, sondern an Italien und Deutschland suchen sie ihren Rückhalt.

Die Unterdrückung und Aufpeitschung aller oppositionellen Tendenzen in den halb- und ganzkolonialen Gebieten ist für die Sowjets nie eine ideologische Angelegenheit gewesen, sondern nur ein sehr realistisches Mittel ihrer Außenpolitik. Bis zum Sieg des Nationalsozialismus betrachteten sie die Westmächte, vor allem England, als ihre gefährlichsten Feinde. Die Erregung der Gärungen in China und Indien, in Vorderasien und Nordafrika war ein wirksames Mittel, die Stellung der großen Kolonialmächte zu schwächen, in dessen Dienst auch die kommunistische Partei Frankreichs sich stellen mußte. Jetzt treten Faschismus und Nationalismus darin die bolschewistische Erbschaft an und suchen die Ernte in die Scheuern zu bringen, deren Aussaat für sie die Außenpolitik der Sowjets besorgt hat. Ihnen geht es nicht um Ideologie, sie vertreten keine Gesinnung; aber die nationalen Bewegungen, die sich gegen Frankreich und England richten, können unter Umständen wichtige Faktoren werden in der großen Auseinandersetzung um die Neuverteilung der Welt. Deshalb scheuen sie vor keinem Aufwand der Propaganda zurück, um die Verbreitung ihrer Ideologie zu sichern, die alle Kräfte der kolonialen und halbkolonialen Völker gegen England und Frankreich mobilisieren soll. Der neueste Erfolg der faschistischen Ideologie ist ihr Sieg in Brasilien, und damit ihr offizieller Einzug in Südamerika. Man braucht an sich die Bedeutung der Umgestaltung Brasiliens in einen »faschistischen Korporationsstaat« unter Führung des bisherigen Präsidenten Vargas nicht zu übertrieben. Brasilien, das zweitgrößte Reich der Erde, ist noch wenig von Eisenbahnen und Straßen erschlossen. Die Zentralgewalt ist schon deshalb schwach und erstreckt sich in vielen Gebieten des zum Teil noch unerforschten Gebietes kaum über den Umkreis einiger Städte hinaus, wenn auch die Entwicklung des Flugwesens in neuerer Zeit zur Stärkung der Staatsmacht beigetragen hat. Die Provinzen, manche von der Ausdehnung europäischer Großstaaten, besaßen bisher weitgehende Autonomie und

werden auf sie um so leichter verzichten, als die wirtschaftlichen Gegensätze etwa zwischen dem Kaffeestaat Sao Paulo und einem an dem industriellen Ausbau so stark interessierten Gebiet wie Minas Geraes mit seinen Eisenlagern sehr groß sind. Der Totalität der Staatsmacht sind also von vornherein Grenzen gesetzt. Zugleich befindet sich das Land — infolge des Zusammenbruchs der bisherigen Kaffeepolitik, die auch eine Währungsentwertung nach sich zieht und bereits zur Suspendierung der Zinszahlungen an die ausländischen Gläubiger geführt hat, in einer schweren Wirtschaftskrise. Wie also das faschistische Experiment weiter verlaufen wird, läßt sich schwer voraussagen. Aber die Ersetzung einer, wenn auch noch so denaturierten Demokratie durch den totalen Staat zeigt den starken Einfluß der faschistischen Ideologie auf alle Gebiete, denn die Träger einer demokratischen Staatsentwicklung fehlen, sei es aus Gründen ihrer geschichtlichen Entwicklung, sei es aus sozialen Ursachen — es sind erst etwa 50 Jahre verflossen, seit in Brasilien die Negerklaverei abgeschafft worden ist. Auch wird man die Tatsache nicht übersehen, daß der Präsident Vargas, der vor sieben Jahren auf dem Weg einer der üblichen »Revolutionen« zur Macht gekommen war, seit fünf Jahren fast ununterbrochen schon mit dem Belagerungszustand regierte und den Vorwurf, den ihm ein angeblich kommunistischer Putsch geboten hatte, rücksichtslos auszunützen verstanden hatte. Aber wichtig bleibt es doch, daß die faschistische Ideologie jetzt in Südamerika Eingang gefunden hat, und wenn der Versuch gelingt, wird das brasilianische Beispiel in anderen Staaten Südamerikas leicht Nachfolge finden.

Das bedeutet auch für die Vereinigten Staaten eine neue Situation. Am 1. Dezember hatte Roosevelt in Buenos Aires am pro-amerikanischen Kongreß die in der Demokratie verbunde-

nen Staaten Amerikas als Friedenshort gefeiert; der neue Kontinent kenne den Kampf zwischen Faschismus und Demokratie nicht; die Demokratie, die die Hoffnung der Welt bleibe, werde in den beiden Hälften des amerikanischen Erdteils stets ihre sichere Zufluchtstätte finden. . . . Noch kein Jahr ist vergangen und Roosevelt ist um eine Illusion ärmer. Wenn aber die neue Erfahrung den Präsidenten in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß auch für die Vereinigten Staaten die Zeit der Isolierung vorbei ist, wenn es ihm gelingt, auch dem amerikanischen Volke die Erkenntnis einzupflanzen, daß Friede und Freiheit keine isolierten europäischen Angelegenheiten sind, dann mag der brasilianische Staatsstreich sich vielleicht als die Kraft bewähren, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Auf jeden Fall ist das brasilianische Ereignis ein neues Beispiel für die Expansionskraft der faschistischen Ideologie, mag diese auch bei der Uebertragung auf Länder mit anderer politischer und sozialer Struktur mannigfache Modifikationen erfahren. Wie einst die demokratische wird jetzt die faschistische zur selbständigen Kraft; sie verdrängt rasch die bolschewistische gerade aus dem kolonialen und halbkolonialen Bereich, wo sie noch am ehesten fortbestanden hatte; sie treibt den Nationalsozialismus auf die Spitze und vereinigt so zu gemeinsamem Angriff alles, was aus der Niederwerfung der großen Demokratien des Westens Befreiung oder Bereicherung erwartet. So wird sie zu einem wichtigen Umsturzhebel der Außenpolitik, und zu spät erkennen die Demokratien, deren Regierungen stur und angstvoll den Kampf der Ideologie vermeiden wollen, daß es sich nicht um Ideologien handelt, sondern um harte Realitäten, nicht um Ideale, sondern um die Existenz und den Besitz der Nationen.

Dr. Richard Kern.

Neurath

In den knalligen Pressephotos der Hitlerzeitungen vom Mussolini-Besuch in Deutschland sieht man den derzeitigen Außenminister von Neurath mit hoch befriedigtem Gesichtsausdruck bereits in der ihm längst verliehenen SS-Uniform einherstolzieren. Auf die Verkrampfung der politischen Verantwortlichkeiten, die in dieser »Beförderung«, bezw. Unterstellung liegt, haben wir bereits früher hingewiesen. Jetzt erinnert eine katholische Stimme, die des »Kulturkampfes« in Paris, noch an eine andere, sicherlich nicht weniger wichtige Nuance des Reflexes dieses Vorganges im SS-Bereich. Die SS ist ja das eigentliche Exekutivorgan des Nationalsozialismus im deutschen öffentlichen Leben, wie das ja auch aus unserer Veröffentlichung der Geheimrede Himmlers vor den Offizieren mit aller Drastik hervorging. In ihrer Personalunion mit der Gestapo ist sie aber in der allervordersten Linie auch der Träger des deutschen Kulturkampfes! Und so stellt denn der »Kulturkampf« mit Recht fest:

»Mit jener Kapitulation der Wilhelmstraße vor der Partei... werden auch wieder einmal die eines Besseren belehrt, die die Legende glauben und verbreiten, der sogenannte konservativ-bürgerliche Flügel der Machthaber wisse sich gegen die Partei zu behaupten... Man braucht sich zwar nicht gleich vorzustellen, daß der Reichsaußenminister nun, wenn er den päpstlichen Nuntius empfängt, die SS-Uniform mit der Siegurne trägt. Wichtig ist, daß in Zukunft die Instanz, bei der der Nuntius etwa den päpstlichen Protest gegen Konkordatsverletzungen durch die Gestapo oder grobe Beleidigungen des Heiligen Stuhls durch das »Schwarze Korps« vorträgt, identisch mit dem Konkordatsverletzer oder mit dem Beleidiger ist. Faktisch bedeutet die Geste nichts Neues. Aber die winzige Nuance, um die sie Tatsachen doch weitertreibt, läßt den Zustand jetzt in einer zwingenden Sinnfälligkeit erscheinen.«

Bekanntlich sind gerade außenpolitische »Siege« vermittels eines Kulturkampfes nur in sehr geringem Maße zu erzielen. Das wußte und bekannte schon kein Geringerer als Napoleon der Erste. Warum also Herr von Neurath so siegesbewußt lächelt, wenn er sich jetzt öffentlich mit dem Totenkopfkätzchen präsentiert, ist nicht recht ersichtlich. Es sei denn, der Herr von Neurath dünkt sich so viel staatsmännischer als ein Napoleon . . .

Tödlisch beleidigt

Die »Frankfurter Zeitung« meldet:

»Die Große Strafkammer des Hamburger Landgerichts verurteilte den 56jährigen früheren Rechtsanwalt und Notar Dr. Theodor Wohlfahrt wegen fortgesetzter vollendeter Rassenschändung in fünf Fällen zu insgesamt zehn Jahren Zuchthaus unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren. Der jüdische Angeklagte erklärte in der Verhandlung, daß er sich keine Gedanken darüber gemacht habe, ob die Frauen, mit denen er verkehrt habe, jüdisch oder deutschblütig gewesen seien. Für Jüdinnen habe er ganz allgemein kein Interesse gehabt. Auf die Frage des Vorsitzenden, was er sich als Folge dieser Einstellung im Hinblick auf die bestehenden Gesetze gedacht habe, erwiderte der Angeklagte, daß er die heutige Verhandlung erwartet habe. In der Urteilsbegründung erklärte das Gericht unter anderem, daß es sich bei dem Angeklagten um einen Mann handle, der von der fixen Idee besessen sei, daß er durch die Nürnberger Gesetze tödlisch beleidigt worden wäre. Anders könne sein ganzes Verhalten nach 1933 gar nicht erklärt werden. Er habe gewußt, daß er Volljude sei, und in ungeheurer Dreistigkeit die Nürnberger Gesetze mißachtet. Er habe damit gegen ein Grundgesetz des deutschen Volkes verstoßen, dem mit allen Mitteln Nachdruck verschafft werden müsse.«

Das ges. gesch. Landschaftsbild

In Verden wurde einem Einwohner von der Behörde eine höhere Geldstrafe zudiktirt, weil ein von ihm errichteter Neubau

»in bezug auf die Anforderungen an das Landschaftsbild von dem genehmigten Bauplan abgewichen und dadurch das Landschaftsbild gestört war.«

So steht es wörtlich in der »Westfälischen Landeszeitung« vom 6. November. (Zerstörung des deutschen Sprachbildes ist weiter erlaubt.) Das Amtsgericht, an das der Bauherr appellierte, ermäßigte zwar die Polizeistrafe, weil der Verurteilte guten Glaubens gehandelt haben könne, wies aber im übrigen den Einspruch zurück. Die nationaleozialistischen Stadtväter von Verden haben der Stadt also eine vielversprechende neue Einnahmequelle erschlossen. Wenn Partebauten das Landschaftsbild stören — und es liegt offenbar in ihrer Natur das zu tun — so wird nicht die Partei, sondern die Landschaft gestraft. Manchmal durch Baumentzug, manchmal nur mit Verachtung.

In der Rheinlandhalle zu Köln-Ehrenfeld wurde am 13. November eine Großkundgebung der Nationalsozialistischen Partei abgehalten. Vor einigen tausend Menschen sprach Julius Streicher. Wir entnehmen dem deutschen Zeitungsbericht einige Kernsätze seiner 2 1/2 stündigen Rede:

»Wenn wir auch keine Golddeckung mehr hätten, so müßte man doch anerkennen, daß nirgendwo anders eine bessere Währung vorhanden sei als in Deutschland, daß nirgendwo so gut und so viel gearbeitet werde. Das komme daher, weil Deutschland den Schwindel mit dem Gold nicht mehr mitmache. Der Jude habe die Golddeckung geschaffen. Man sei vom Gold zum Natürlichen zurückgekehrt. Der Jude habe mit seinem Gold die Menschheit betrogen. Es gebe eine Wissenschaft, die immer mit Fachleuten operiere. Hier am Rhein sei zu betonen, daß auch gerade diese Fachleute sich gegen die allgemeine Wehrpflicht ausgesprochen hätten. Hitler habe sie trotzdem eingeführt. Die Fachleute sagten heute nichts mehr.

Die Klosterstimmung, die besonders im Rheinland herrsche, würde auch überwunden. Die Sittlichkeitsprozesse kehrten wieder; wenn sie jetzt ruhen, so beständen dafür bestimmte Gründe. Es würden aber neue, schwere Fälle zur Verhandlung kommen.

In Rom würden junge Menschen, Chinesen, Japaner, Weiße, Schwarze, Gelbe, für das Christentum erzogen. Wenn der Schöpfer die Rasse nicht hätte erhalten wollen, dann hätte er sie ja gleich mischen können.

Italien sei niemals gegen das deutsche Volk in den Krieg gezogen, sondern seine Feindschaft habe sich gegen die habsburgische Monarchie gerichtet, die so oft in italienisches Gebiet gekommen sei, wo sie nichts zu suchen gehabt habe. Wenn man den ehrlichen Beteuerungen Mussolinis über das herzliche Einvernehmen zwischen dem deutschen und dem italienischen Volke keinen Glauben schenken wolle, so könne man das nur als Gemeinheit bezeichnen.

Nicht dem Politiker steht es zu, sich mit diesen Blüten auseinanderzusetzen.

Zweimal entmannt!

Zu allen Fragwürdigkeiten der braunen Erbgesundheitspraxis.

Eine in jedem Betracht interessante Entscheidung fällt kürzlich das Reichsgericht im Dritten Reich, dessen zum Gebrauch für Verwaltungsbehörden und Juristen im periodischen Druck zusammengestellten Sammelurteilen wir den Fall entnehmen. Ein untergeordnetes Gericht, nämlich das Landgericht in Naumburg, hatte im vergangenen Sommer die nochmalige Entmannung eines Sittlichkeitsverbrechens (der Delinquent hatte sich wiederholt an Kindern unter vierzehn Jahren vergriffen, angeordnet, obschon diese Entmannung bereits in einem Urteil vom Jahre 1934 her in aller juristischen Form befohlen und mit allen Regeln und Riten der braunen »Rasemedizin« damals schon vorgenommen worden war. Der Kerl hatte es nämlich nach dieser Prozedur keineswegs unterlassen können, weiterhin kleine Mädchen anzufallen. Hören wir den Tenor der Leipziger obersten Entscheidung, die das Naumburger Urteil und damit die nochmalige Zwangsterilisation bestätigt:

»Im vorliegenden Falle ist die Frage geprüft worden, worauf es zurückzuführen ist, daß der Angeklagte noch nach seiner Entmannung erneut Verbrechen gegen die Sittlichkeit begangen hat. Aus den Darlegungen des L.-G. ergibt sich, daß der Angeklagte trotz Entfernung der Keimdrüsen rückfällig geworden ist, weil bei ihm ein seelisch und in seinem Willen fest verankerter Hang zu Sittlichkeitsverbrechen mit Kindern besteht und eine jener seltenen Ausnahmerscheinungen vorliegt, in der die Entmannung weder das völlige Verlöschen noch eine ausreichende Minderung des Geschlechtstriebes zur Folge hatte.«

Man erinnert sich bei dieser Gelegenheit der sehr eingehenden Diskussionen in ärztlichen Fachkreisen außerhalb des Dritten Reiches, wo dem Mediziner noch eine freie wissenschaftliche Meinungsäußerung möglich ist, — Diskussionen, die bei Gelegenheit der Einführung des Sterilisationszwanges durch die entsprechenden Hitlirgesetze gerade über die Frage stattfanden, wie weit die künstliche Unfruchtbarmachung in den krassesten Fällen, bei der schwersten Sorte von Sexualperversionen — dort also, wo die einschlägigen Gesetze auch der übrigen Welt noch am plausibelsten erscheinen mögen — pathologisch sich als wirksam erweist, obchon sie ja in ihrer juristischen Radikalität unmittelbar hinter der Todesstrafe steht. Gerade die angesehensten Autoritäten des Auslandes, auch Männer des Fachs, die aus ausschließlich medizinisch begründbaren Beweggründen irgend einer Form der künstlichen »Eugenik« das Wort reden möchten, meldeten sich da mit ihren Zweifeln.

Hörcher an der Wand. Wäre Herr Soundso, ein Hausbesitzer aus Michendorf bei Potsdam, eines Tages auf die Idee verfallen, die Reichweite seines Radioempfanges ein klein wenig zu erweitern, sich etwa einen Drei- oder Vierröhrenapparat anzuschaffen, dann wäre dem Mann dieser bescheidene Luxus sicherlich verdammt teuer zu stehen gekommen. Er säße jetzt im Gefängnis oder im Konzentrationslager und trüge das Kainsmal des heimtückischen Staatsfeindes auf der Stirn...

Aber zu seinem Glück konnte Herr Soundso vor dem Potsdamer Amtsgericht eindeutig und unwiderlegbar beweisen, daß sein Funkgerät nur ein simpler, auf den Götterschen Sendebereich begrenzter Zweiröhrenempfänger ist, mit dem man auch beim besten — beziehungsweise schlechtesten — Willen das Ausland nicht hören kann...

Nun denkt der Leser vielleicht, jener Mann habe unter dem Verdacht gestanden, Straßburg oder Moskau gehört zu haben. Daß darauf in Deutschland Zuchthaus steht, das ist — so fantastisch und ungeheuerlich es immer wieder klingen mag — ja längst kein Geheimnis mehr. Aber nein, um dieses entsetzliche Verbrechen handelte es sich im vorliegenden Fall nicht, sondern um ein anderes, anscheinend nicht minder verabscheuenswertes. Kurzum: jener Hausbesitzer war von einem seiner Mieter, einem Nazi, der auf ihn schlecht zu sprechen war, angezeigt worden, weil er angeblich ausländische Tanzmusik gehört habe, zur selben Zeit, da im deutschen Rundfunk eine Rede Adolf Hitlers gesandt wurde.

Man denke nur: weich ein Verbrechen, weich ein Landesverrat! Tanzmusik — während der Führer sprach!

Wie gesagt: der Beschuldigte konnte — zufällig! — eine Art Alibi erbringen und ging frei aus. Er verklagte den Mieter, der ihn denunziert hatte, wegen wissentlich falscher Anschuldigung und schwerer Verleumdung und dieser wurde denn auch zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt... Die Gerichte im Dritten Reich pflegen ja sanft und milde vorzugehen — in solchen Fällen.

So sehr man nun auch dem Schuft von Denunzianten eine wirkliche empfindliche Strafe gönnen würde, so muß man doch fragen: was ist das für ein Land, für eine Welt, für eine Zeit, in der die fälschliche Behauptung, jemand habe einer Tanzmusik statt einer politischen Rede gelauscht, eine — Verleumdung darstellt!

Blonde, blauäugige Judith. Die Herren »Führer« erwägen eine Abänderung der Nürnberger Rassengesetze. Bisher wurden von diesen Schandparagrafen nur Männer betroffen, die wider die »Reinheit des Blutes« gesündigt hatten. Frauen konnten nicht wegen »Rasenschande« vor Gericht, sondern höchstens an den Pranger gestellt und ins Konzentrationslager geschickt werden. Einige Gewaltige des braunen Regimes setzten sich zur Zeit lebhaft dafür ein, daß das Gesetz revidiert und die gerichtliche Strafanord-

Wie kommt das Reichsgericht dazu — in diesen medizinischen Fachfragen weder wissend noch zuständig — kategorische Gutachten zu erteilen, wie das in der oben zitierten Entscheidung, wonach es sich hier eben um »eine jener seltenen Ausnahmerscheinungen« handle? Gerade das Gegenteil wurde und wird ja von einer unvoreingenommenen, noch der Objektivität dienenden Wissenschaft, die noch diesen Namen verdient, mit Mehrheitsmeinung erklärt. Aber das Reichsgericht muß die fatale Pleite der Schmöker-»Weltanschauung« decken! Es darf schon allein um der Beunruhigung der Flüstermeinung im Diktaturstaat willen nicht ruckbar werden, daß sich hier ein eklatanter Zusammenbruch ergeben hat und erweisbar ist — ein Zusammenbruch auf einem Gebiet, wo man Angst und Leid in hunderttausend von Familien gesät hat, nur um einem mehr als bedenklichen Sparrn nationalsozialistischen »Gedankengutes« zur Praxis zu verhelfen. Wenn man diese Sorte deutscher Justiz nicht schon aus ihren Schreckensurteilen gegen »Staatsfeinde« zur Genüge künnte — hier legt sie das schamlose Geständnis ihres schimpflichen Metiers ab!

Zweimal entmannt, obschon durchaus feststand, daß die Prozedur nicht etwa an dem betreffenden Individuum mißglückt wäre! Kann die Sturheit jener neupreußischen Gesinnungsrichtung, die die Manipulation an Stelle des Geistes, das Regiment für den wahren Sinn, das Quantum gegenüber der Vernunft setzt, irgendwie besser persifliert werden?

nung auch auf »Rasenschänderinnen« ausgedehnt wird...

Den aktuellen Anlaß zu diesen Bestrebungen gab der Fall Anneliese Herzfeld, über den die Nazipresse aus — wie man sehen wird — sehr begreiflichen Gründen schweigt, dessen peinlicher Tatbestand sich aber im Dritten Reich blitzschnell herumflüsterte und auch den Weg in die Auslandspresse (z. B. in die dänische »Nationaltidende«) fand. Anneliese Herzfeld ist eine blutjunge und hübschöne Berliner Jüdin, die beschloß, für die Beleidigungen, Demütigungen und Grausamkeiten Rache zu nehmen, die der Nazismus dem Judentum zugefügt hat. Jene Judith, die einst ihre Schönheit in den Dienst der Rache an Holofernes stellte, scheint bis zu einem gewissen Grade das Vorbild der späten Nachfahrin gewesen zu sein...

Nicht weniger als 25 »arische« Männer — lauter fanatische Hitleranhänger und Stürmerieser — hat Anneliese Herzfeld im Laufe der letzten zwei Jahre zur »Rasenschande« verführt und nun auf die Anklagebank gebracht. Bei der Verhandlung in Moabit wurde sie als Zeugin vernommen. Sie erklärte, daß sie keinen der in die Affäre verwickelten Männer darüber im Unklaren gelassen habe, daß sie Jüdin sei. »Aber die Herren Arier lachten mich aus und weigerten sich, mir Glauben zu schenken. Sie meinten, daß ein Mädchen so blondhaarig und blauäugig wie ich absolut arisch sein müsse. Aber ich bin Jüdin und will es sein.«

Anneliese Herzfeld hat von keinem der Männer, die sie verführte, Geld genommen oder irgendwelche materiellen Vorteile genossen. Mit grausamem Fanatismus empfand sie ihr Tun als Rächeramt. Man wird dieses Tun als abstoßend und krankhaft empfinden und doch ein »Schuldig!« nur über jene Barbarei sprechen können, die dieses junge Wesen in so tiefe Verwirrung und Verzerrung der Gefühle hineintrieb.

»Schönheit der Arbeit«. Seit die »Soziale Praxis« zusammen mit allen andern deutschen Zeitschriften und der ganzen deutschen Kultur in die Hände der Nazis gefallen ist, besteht die Aufgabe dieses Blattes selbstredend darin, allwöchentlich phrasendicke Loblieder auf den Ley zu singen und die paradiesische Beglückung der Gefolgsmänner durch die Arbeitsfront in den hellsten Märchenfarben zu schildern, wobei es auf ein paar Lügen und Fälschungen mehr oder weniger nicht weiter ankommt.

Wenn nun sogar dieses Naziblatt, dem jede »Meckerei« meilenfern liegt, sich nicht enthalten kann, ein paar sanft-kritische Bemerkungen über die Aktion »Schönheit der Arbeit« zu wagen, dann darf man schon getrost annehmen, daß da ganz tolle Dinge vorgekommen sein müssen, die sich einfach nicht mehr völlig verbergen und verschweigen lassen... Die »Soziale Praxis« stellte nämlich jüngst in einem leisen Anfall von Wahrheitsliebe fest, daß in vielen Fällen die gepriesene »Schönheit der Arbeit« nicht vom Volksgenossen Betriebsführer bezahlt werde,

sondern daß die Kosten dafür — zwangsweise — dem »Gefolgsmann« aus der (ohnehin jämmerlich schmal bestellten) Lohnliste genommen werden. Ja noch schlimmer: in manchen Fällen sei der Schönheitsrummel für den Unternehmer nichts anderes, als ein gutes — wenn auch nicht gerade sauberes — Geschäft.

Die Zeitschrift belegt diese Behauptung auch mit Beispielen. So erzählt sie dem erstaunten Leser von Betrieben, in denen der Gefolgsmann allwöchentlich ein voller Stundenlohn abgezogen wird. Dieses Geld dient dann — ganz oder teilweise — zur Vornahme von Betriebsverschönerungen, zu denen der Arbeitgeber ohnehin verpflichtet wäre, und deren Kosten er so auf die Arbeiter abwälzt: Aufstellung von Fahrradständern, Reparatur der Lautsprecheranlage, die zum Gemeinschaftsempfang der Hitlerreden dient usw.

Die »Soziale Praxis« bricht über diese netten Zustände keineswegs in helle Empörung aus. Sie findet es sogar an und für sich ganz in der Ordnung, daß auch die Arbeiter ihren Beitrag zur Nazischönheit leisten. Das sei schließlich ja ganz im Sinne der Volksgemeinschaft. Nur finde sie es bedenklich, wenn dabei nicht ein gewisses Maß und eine gewisse Grenze eingehalten werden. Daß gegen die Uebertreter dieser Grenze von den Nazis irgendwie vorgegangen wurde, davon weiß die »Soziale Praxis« natürlich nicht das mindeste zu berichten. Für die zahlenden Opfer der braunen Schönheitspostel gilt also wohl auch weiterhin der kategorische Imperativ: Lerne »leyden« ohne zu klagen!

Fischraub im Kattgatt. Im Kattgatt begeben sich zur Zeit seltsame Dinge, die im Norden Verwunderung und Erregung geweckt haben. Seit etwa einem Monat nehmen nämlich deutsche Kriegsschiffe in der Nähe von Läsö höchst eigenartige Manöver vor, über deren Sinn und Zweck man sich in Skandinavien den Kopf zerbricht. Die einen behaupten, daß es sich um Unterwassersprengungen handelt, andere meinen, daß hier von der deutschen Kriegsmarine Übungen mit neuartigen Senkbomben durchgeführt werden. Wie dem auch sei: Tatsache ist, daß der schwedischen Hochseefischerei durch diese Manöver schwerster Schaden zugefügt wird. Die betreffenden Gewässer sind nämlich während des Herbstes ein Hauptfanggebiet der schwedischen Heringfischer...

Neuerdings ist sogar von schwedischen Fischereikreisen allen Ernstes die Behauptung aufgestellt worden, daß die deutsche Marine im Kattgatt nichts anderes betreibe, als Raubfischerei in größtem Maßstabe. Es ist beobachtet worden, daß ein deutsches Kriegsschiff die gewaltigen Massen getöteter oder betäubter Fische, die nach den Sprengungen jedesmal an die Oberfläche kommen, durch Barkassen einsammeln und an Bord bringen läßt.

Das schwedische Außenministerium hat sich beschwerdeführend an die Hitlerregierung gewandt. Ueber eine deutsche Antwort ist bisher nichts bekannt geworden. K. K.

Die sich nicht kommandieren ließen!

Verschärfung des Terrors angedroht.

Das Propagandaministerium wirft nur so mit den Hunderttausenden und Millionen herum, wenn es sich um die Bekanntgabe der Teilnehmerzahl bei Kundgebungen handelt. Er tat es erst recht bei seiner Reklame mit dem Berliner Mussolinirummel.

Obwohl die Arbeiterschaft sich an jenem Tage vor ihren Betrieben stellen und dann statt an den Arbeitsplatz zur Mussoliniparade abmarschieren mußte, hat es doch Zehntausende von Menschen gegeben, die eine Gelegenheit gefunden haben, sich dem Zwangsaufmarsch zu entziehen. Gegen sie werden nachträglich die schärfsten Drohungen ausgestoßen.

Das Organ der Reichsbetriebsgemeinschaft Banken und Versicherung vom 1. November wendet sich wie folgt gegen die Nichtteilnehmer:

»Disziplinlosigkeit und Mangel an Gemeinschaftsgefühl müssen sich die Arbeitskameraden vorwerfen lassen, die am 28. September dieses Jahres, der Großkundgebung der Berliner Schaffenden aus Anlaß des Mussolinibesuches, ohne triftigen Grund gefehlt oder sich auf dem Wege nach dem Maifeld seitwärts in die Büsche geschlagen haben. Diese Kritik ist um so angebrachter, je mehr wir feststellen, wer die Fehlenden sind. Es sind die gleichen, die uns als die unentwegten Meckerer bekannt sind und die für unsere Bewegung oder ihre Gliederungen noch nie

etwas positives geleistet haben. Nun geht es aber nicht an, daß diese »Kollegen« sich hinter unserem Rücken eins ins Fäustchen lachen, es muß vielmehr für die Zukunft ein für alle Mal verhindert werden, daß Drückeberger sich einen frohen Tag machen, wo pflichtbewußte Arbeitskameraden sich freudig in den Dienst an der Volksgemeinschaft stellen und an politischen Aufmärschen teilnehmen.

Die Arbeit in der Bank wurde einen Tag unterbrochen, um den Arbeitskameraden zu ermöglichen, bei einem besonders wichtigen Dienst am deutschen Volk mitzuwirken. Da kann nicht geduldet werden, daß die sogenannten feinen Leute im Betrieb, denen das begeisterte Rufen und Schreien auf der Straße und auf dem Maifeld zu laut ist, einfach unserem Aufmarsch fernbleiben.

Diese zutage getretene Disziplinlosigkeit und der Mangel an Gemeinschaftsgefühl unserer »Kollegen« muß angeprangert werden und wird in Zukunft nicht ungesühnt bleiben!

Wenn so offen eine Verschärfung des Terrors angedroht wird, müssen doch die Lücken beim letzten Aufmarsch der Betriebsbelegschaften recht groß gewesen sein. Daran kann man ermesen, wie wenig Arbeiter sich an den Kundgebungen der Nationalsozialisten beteiligen würden, wenn nicht Entlassung wegen »Staatsfeindlichkeit«, Konzentrationslager und Mißhandlungen drohen würden.

Von einer Ergebenheit von 99 Prozent der Bevölkerung scheint das Regime nach dieser offenkundigen Drohung noch recht weit entfernt zu sein.

Kommt die Nationalkirche?

Eine Wahl dekretiert und suspendiert — Das Religiöse als staatliches Machtproblem — Autarkie des deutschen Christentums!

Es sind jetzt schon drei Viertel Jahre her, daß der Führer und Reichskanzler Neuwahlen in der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands durch Sondererlaß an den Reichskirchenminister Kerri, also mit besonderer Akzentuierung der Wichtigkeit des bevorstehenden Ereignisses, anordnete. Ein wilder Wahlkampf setzte darauf ein, aber es fand keine Wahl statt. Der ganze Frühling 1937, der ganze Sommer, mehr als der halbe Herbst sind verstrichen, ohne daß es jene endliche Beruhigung des kirchlichen Lebens in Deutschland, die sich Hitler selbst durch diese Verfügung und ausdrücklich in ihr versprochen, gegeben hätte. Selbst also auf der falsch besetzten Harfe scheindemokratischer Abstimmungen wagt das Regime, vor die Wirklichkeit gestellt, nicht mehr zu klimpern. Im sozialen Sektor, bei den sogenannten Vertrauensratswahlen der Betriebe, ist es bekanntlich nicht anders. Um so mehr drängt sich da gewiß die Frage auf: Warum in aller Welt hat Hitler dann die Wahl, die nicht stattfindet, überhaupt angeordnet? Warum gab er selbst durch seine Verfügung an Kerri den Anlaß, daß sich da ganz sinnlos ein wüst verschärfter Glaubenskrieg, der ihm ja eigentlich selbst auf die Nerven fallen muß, wenn er schon — nach »Mein Kampf« — ein »Politiker« und nicht ein »Religiöser« sein will, unter der Hand entwickelte?

So wüst geht es da zu, daß zur Stunde wieder einige Dutzend evangelischer Pastoren in den Gefängniszellen ihrer Aburteilung wegen »Heimtücke« und ähnlichem entgegensehen. Daß es zur Erhebung des förmlichen Strafverfahrens gegen den »Bekennniskirchen«-Führer Pfarrer Niemöller endlich kam, der seit drei Monaten in Moabit sitzt, obwohl doch bis dahin das Regime diesem eigentlich schon seit zwei Jahren fälligen Rigorosem immer sorgfältig ausgewichen war. Aus dem Chaos allein, das der Anbruch der Hitlerzeit mit der förmlichen Einweihung des theologischen Schleimfels, Militärpfarrer Müller in das fiktive Amt eines »Reichsbischofs«, mit der Berufung übelbeleumundeter Halbwüchsiger zu »Landesbischofs«, mit der Aufteilung der braunen »Glaubensbewegung Deutsche Christen« in mindestens drei sich wütend bekämpfende Lager und mit so viel anderem Absurden in Prinzip und Praxis im Sektor protestantisch-deutschen Glaubens- und Kirchenlebens anrichtete, wird diese Frage allein ganz gewiß nicht geklärt. Nur wenn man Hitler selbst als historische Figur ganz begreift, ist es einigermaßen möglich, dem Komplex einiges Verständnis abzugewinnen. Und tut man das, so ist es auch un schwer, sich wenigstens ungefähr das Bild auszumalen, wie und wo dieser »Kulturkampf«, in kurz oder lang, einmal enden oder doch zu einem gewissen Abschluß, mit freibleibendem allgemeinem Abbruch eben des ganzen Regimes, gelangen mag.

Der »Führer und Reichskanzler« verdankt eine Karriere, die wohl die ungewöhnlichste ist, die je die Weltgeschichte verzeichnen konnte, seinem enormen Instinkt, mit dem er auf alle Fragen der nackten Machtausübung reagierte. Man braucht nur einen oberflächlichen Blick über seine Gedanken- und Triebwelt, dargelegt in »Mein Kampf«, zu werfen, um zu erkennen, daß hier ein Mann geschrieben hat, der ganz und gar »von dieser Welt«, aber auch nur von ihr ist und sein will. Ein Mensch, dem alle Fragen metaphysischer Existenz, die tiefsten Regungen eines religiösen Bedürfnisses in der oder jener Form, das große Begreifen des Menschen als Geist-Wesen und der Welt als einer Singschöpfung, die nicht — wie etwa »Blute oder »Rasse« — in körperlichen Dimensionen, Quanten und Gewichte eingeht, ferner gegenübersteht, als der Eskimo dem Grundgedanken des »Fausts«. Was er schon da eben nicht fassen kann und nie fassen wird, ist ihm Literatengewäch, Raserel und Intelligenzbestie, bestenfalls Judengeseire...

Da war nun also so ein kurioses Ding wie die Kirche oder doch die Kirchen — — —! Immer nur hat er sein »positives Christentum« als etwas angesehen, mit dem unter günstigen Umständen eben Macht, zu verdienen war. Kann und darf einer, der die Macht brennend will, jene immer noch mächtigen Organisationen und Institutionen — die Kirchen! — ungestraft übersehen, die nach wie vor Gemüter beeinflussen, Massen in Bewegung setzen oder doch mindestens zusammenhalten? Adolf Hitler hat gar nichts vom »Religiöser«, wie er sicherlich hier ganz ehrlich in seinem Bekenntnisbuch schreibt, an sich, wenn eben Religionen mehr

sind und auf anderen Ebenen liegen, als Anhängerparaden mit Lautsprechern und hinterher tausend Neuaufnahmen, mehr sind als Ausgabenschalter für Bons auf die Macht, mehr als Gauleitungen oder Betriebszellen. Wo sie aber dieses letztere sind oder werden könnten, da vermag am wenigsten Adolf Hitler uninteressiert und gleichgültig zu bleiben. Es war Adolf Hitler, der sich nicht nur von den Generalen und der gegen ihren Verfassungseid handelnden Reichswehr ins Kanzleramt förmlich segnen ließ, sondern diese Salbung auch ausdrücklich von der herkömmlichen Kirche als Machtinstitut und von Generalsuperintendent Dibelius im »feierlichen Staatsakt von Potsdam« am 21. März 1933 entgegennahm.

Diesem seinem ganzen Wesen durchaus treu bleibend hat Hitler von Anfang an in des Wortes buchstäblichster Bedeutung versucht, sich der Kirche oder der Kirchen im Interesse seiner Macht zu bemächtigen. Aber auch nur so weit geht sein Interesse an ihnen! Die eigene katholische Kirche, selbst ausgesprochene Machtorganisation und ungleich gelübt darin als er, widersetzte sich nur mit einer wirkungsvollen Handbewegung allen solchen Versuchen; ein paar verweigerte kirchliche Bestattungen für im Krawall »gefallene« Nationalsozialisten schienen ihr da anfangs durchaus zu genügen. Eher für ihn zugänglich erschien der Protestantismus — schon deshalb, weil dieser ja selbst sich mit dem staatlichen Machtapparat identifizierte, den er von allem berannte und beschlich. So entstand seine »Glaubensbewegung Deutsche Christen«, die mit dem Glauben gar nichts zu tun hatte, vereinigte sie doch anfangs evangelische Orthodoxe und evangelische Liberale in trauriger »Kämpfer«-Harmonie, alles aber zu tun haben wollte mit den kirchlichen Pfändern, mit dem Recht auf Besetzung der Ämter, mit der Kanzel als noch dazu staatlich subventioniertem Werkzeug irgendwelcher Massenbeeinflussung und damit eben der praktischen Machthandhabung. Und nur so erklärt sich auch dieses Vorschmeißen Hitlers persönlich in der Kirchenfrage durch

jenen Wahl-Erlass an seinen Kerri, seine scheinbare derzeitige Resignation, nachdem er sah, was er angerichtet hatte und wie unter der Hand aus der administrativen und politischen Angelegenheit ganz gegen sein überhaupt mögliches Verständnis das theologische Zerwürfnis hundertfach verstärkt erwuchs, und schließlich heute die Vorbereitungen auf den neuen stärkeren politischen Schlag, die, wie die »Reichspost« in Wien dieser Tage mitteilen konnte, nunmehr von Hitler persönlich und seinem eigentlichen Mentor in diesem verwirrten Komplex — und der ist nicht der phantastische Mythos-Rosenberg, sondern der mit erheblichem Tatsachensinn ausgestattete Herr Frick im Reichsinnenministerium — abgeschlossen sind. Mit einer so abgegriffenen und außerdem nachgerade für das Regime gefährlich gewordenen Methode, wie es eine Schein-Abstimmung nach beliebigen Vorbildern zur Vergrößerung und Aufrundung des totalen Führer-Machtwillens rebus sich stantibus noch darstellen würde, ist eben nach dieser Hitlerdoktrin nichts mehr zu machen. Das stärkere politische Mittel muß her: es ist die endlich vorbereitete Verkündung des Gesetzes zur Aufrichtung einer deutschen Nationalkirche und die Verweisung aller, die sich mit dieser politischen Annektion der Kirche für die Staatsraison — unter möglichst großer äußerlicher Schonung des ideologischen Inhaltes im Unwesentlichen — nicht abfinden wollen, in die Rechtlosigkeit eines Sektendaseins unter dauerndem Gestapo-Standrecht.

Autark wie der Staat selbst muß auch die zu ihm passende Kirche sein: es gibt keine Brücke dieses von ihm privilegierten Christentums nach dem Ausland! Die Autorität für die staatliche Monopolkirche wird gefunden nur im Staat selbst. Wer nach Oxford schießt (Rosenberg selbst hat den Namen »Protestantische Rompilger« in bezug auf die evangelische Weltkirchenkonferenz gelüftet für das Schimpfwörterbuch des Dritten Reiches in diesem Sommer durch ein neues Buch gemacht) ist nicht weniger im

letzten Grunde »Staatsfeind«, als der, wer noch nach Rom hinüber Verbindung zum Papst unterhält. Göbbels selbst hat in seiner jüngsten Sportpalastrede auf diese Punkte der geplanten Monopolkirchengründung hingewiesen, indem er schon im voraus Landesvertragsprozesse gegen alle androhte, die »in Zukunft«, das heißt eben nach Verwirklichung dieser braunen Kirchenidee, noch die internationale Verbrüderung und Verbindung der Christen untereinander in der Welt von Deutschland aus pflegten; das würden alle Katholiken, aber auch alle »Bekennniskirchen«, alle orthodoxen Lutheraner sein, die sich vom demagogischen Anschein eines äußerlich erhaltenen christlichen, protestantisch-evangelischen Charakters einer solchen Gründung nicht einfangen lassen und an Gott als ihre höchste Autorität nach wie vor glauben wollten und nicht an die oberste Autorität des braunen Staates und seines Machttriebes... Mit anderen Worten: formal allerradikalste Trennung von Kirche und Staat durch Verwirklichung dieser Nationalkirche, virtuell Verstaatlichung der Kirchenidee unter Wahrung christlicher Schein- und Tarnformen! Es wäre noch zu erörtern, wie diese von Hitler-Frick geplante »Neuordnung« der chaotischen Kirchenzustände Deutschlands das Verhältnis der katholischen Kirche zum braunen Staat auf eine ganz andere Ebene verpflanzen müßte, als die es ist, auf der es sich heute noch befindet. In Deutschland wäre dann gewiß die katholische Kirche nicht besser, sondern weit schlimmer daran, als es die Katholiken Rußlands etwa waren, als dort noch der Zar den russisch-byzantinischen Religionsmonopolismus in höchster Instanz vertrat. Aber in Rußland lebten damals kaum einige tausend Katholiken, außer den schon aus nationalen Gründen malträtierten und kujonierten Polen; in Deutschland ist es ein erheblicher Teil der Nation...! Was dann freilich noch »Brückenbau« nützen sollte, wenn Beamte schon aus Gründen des öffentlichen Rechtes unbedingt in den entscheidenden Stellen nur noch Angehörige der Monopolkirche sein dürften, ist wohl eine Frage, die selbst der Herr »Staatsrat« Berning unmöglich wird beantworten können, selbst wenn man dann keine Sittlichkeitsprozesse gegen Geistliche mehr macht, einfach deshalb, weil man sie dann auch gar nicht mehr braucht. F. E. Roth.

Erz wichtiger als Bauernsiedlungen

Die Erneuerung des deutschen Volkes aus dem Blut und dem Boden ist dem Dritten Reich doch nicht so sehr ans Herz gewachsen, daß ihm nichts darüber ginge. Sonst würde die »Neubildung deutschen Bauerntums« — das ist die amtliche Bezeichnung für die Bauernsiedlung — energischer betrieben. Nach »Wirtschaft und Statistik«, 2. September-Heft 1937 war im Jahre 1936 die Siedlungstätigkeit recht beträchtlich eingeschränkt worden. Die für Siedlungszwecke bereitgestellte Fläche war 1936 um nicht weniger als ein Drittel kleiner als im Jahre vorher. Aber schon 1935 war sie um ein Drittel hinter dem Vorjahre zurückgeblieben. In den beiden letzten Jahren des Dritten Reiches ist die für Bauernsiedlung jährlich bereitgestellte Fläche um fast 50 Prozent kleiner geworden. Der Eifer des Dritten Reiches für die Neubildung deutschen Bauerntums nimmt also rapide ab. Wir erfahren auch, woran das liegt. In »Wirtschaft und Statistik« heißt es darüber:

»Der allgemeine Aufschwung der deutschen Wirtschaft und der Ausbau der Landesverteidigung sowie die Durchführung anderer vordringlicher Aufgaben führte im Jahre 1936 zu einer gewissen Zurückhaltung in der Siedlungstätigkeit.«

Man sollte eigentlich annehmen, daß der allgemeine Aufschwung der deutschen Wirtschaft die Regierung des deutschen Reiches in die Lage versetzen müßte, mehr für die Schaffung neuer Bauernhöfe aufzuwenden als zuvor. Aber der Aufschwung der deutschen Wirtschaft hängt eben aufs innigste mit dem Ausbau der Landesverteidigung und der Durchführung anderer vordringlicher Aufgaben zusammen, die alles, was an Geld und Rohstoffen verfügbar ist, für sich in Anspruch nehmen, so daß zur Erfüllung der Aufgabe, die bisher als die vordringlichste hingestellt wurde, immer weniger übrig bleibt.

Aber es gibt noch einen anderen Grund, der die »Zurückhaltung«, die sich das Dritte Reich bei der Neubildung deutschen Bauerntums auferlegt, erklären soll. »Auch die Hebung der in der Krise tiefgesunkenen Bodenpreise infolge der Gesundung der landwirtschaftlichen Markt- und Betriebsverhältnisse dürfte«, meint das Organ des Statistischen Reichsamts, »im Sinne einer Einschränkung der Siedlungstätigkeit gewirkt haben, zumal da die Kaufpreise der neuen

Bauernhöfe und der Landzulagen mit Rücksicht auf eine dauernd tragbare Rentenbelastung ein bestimmtes Maß nicht überschreiten dürfen.« Diese Begründung scheint nicht ganz einleuchtend, denn wenn die landwirtschaftlichen Markt- und Betriebsverhältnisse sich sehr sehr gebessert haben, müßten die neugeschaffenen Bauernhöfe auch leichter imstande sein, den höheren Kaufpreis mit erhöhtem Einkommen zu verzinsen und zu tilgen. Wir erfahren aber einige Zeilen später, daß die Steigerung der Güterpreise, im Dritten Reich ein Hemmnis der Siedlungstätigkeit, eigentlich deren Zweck ist. Daß die Neubauernhöfe 1936 nach ihrer Zahl um 15 Prozent, nach der für sie bereitgestellten Fläche um 12 Prozent hinter 1935 zurückgeblieben und der Anzahl nach noch stärker nicht nur hinter 1934 und 1933, sondern sogar hinter der Zeit vor Hitler, wird wie folgt begründet:

»In den teilweise erheblich höheren Zahlen der Neusiedlerstellen in den Jahren vor 1933 kommen... die ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse jener Jahre zum Ausdruck, die eine Verstärkung der Siedlungstätigkeit auf Grund der überaus niedrigen Bodenpreise und gleichzeitig als Hilfsmittel der Krisenbekämpfung nahelegten.«

Darnach ist die Intensivierung der Siedlungstätigkeit überflüssig geworden, weil ihr Zweck, den Preis der Großgüter aufzuhalten, von der nationalsozialistischen Agrarpolitik weit besser besorgt wird, die den Getreide- und kartoffelbauenden Großgrundbesitz auf Kosten der futtermittelverbrauchenden Bauern begünstigt.

Daß sich die Siedlungsleistung der Republik sehr wohl neben der des Hitlerregimes sehen lassen kann, ist allerdings nicht zu bestreiten. Aber das Statistische Reichsamts bemüht sich schamhaft, diese Tatsache mit Hilfe eines allerdings leicht durchschaubaren Tricks unkenntlich zu machen. Es stellt nämlich zum Vergleich die Ziffern des Dritten Reiches dem Durchschnitt der Jahre 1919—1932 gegenüber. Dieser Vergleich ist eigentlich für das Hitlerregime nicht besonders ehrenvoll, denn die Vergleichszahl enthält die Elendsjahre des Nachkriegs und der Ueberinflation. Im Jahresdurchschnitt 1919—1932 wurden 67.184 ha Siedlungsland bereitgestellt. 1936 82.225 ha, also um etwa ein Viertel mehr. Zutreffender wäre ein Vergleich

der ersten vier Jahre des Dritten Reiches mit den letzten vier Jahren, oder auch nur mit den letzten zwei Jahren der Republik. Da ergibt sich, daß in den Jahren 1931 und 1932 18.128 Neusiedlerstellen geschaffen worden waren, von 1933—1936 aber nur 17.058. Das Bild ändert sich allerdings, wenn man nicht die Anzahl der neuen Siedlerstellen, sondern ihre Fläche berücksichtigt. Es werden nämlich vom Hitlerregime mehr, als es in der Republik der Fall gewesen ist, das Entstehen größerer Bauernhöfe begünstigt. 1931 betrug der Anteil der Neubauernhöfe von 10 ha und darüber 53,8, 1936 fast 80 Prozent. Aber schon in den letzten Jahren der Republik hatte sich die Tendenz zur Vergrößerung der Siedlerstellen durchgesetzt. Im Durchschnitt 1919—1930 entfielen auf die Neubauernhöfe mit 10 ha und mehr 41, 1932 bereits 56 Prozent, also mehr als die Hälfte. Sind die Höfe der Neusiedler auch an Umfang gewachsen, so bleibt ihre Anzahl auch bei der Höchststufe von 10 ha und mehr weit hinter der Zahl der in dieser Größe von der Republik geschaffenen Siedlerstellen zurück. In den zwei letzten Jahren der Republik, 1931 und 1932, wurden rund 10.000 neue Siedlerstellen mit einer Fläche von 10 ha und mehr geschaffen. Diese Leistung von zwei Jahren Republik bleibt nicht weit hinter der von vier Jahren Drittes Reich zurück, das es in der Zeit von 1933—1936 zu nicht mehr als 12.000 Bauernhöfen dieser Größenklasse gebracht hatte.

»Wirtschaft und Statistik« stellt fest, daß die im Jahre 1936 den Bauernsiedlungen zugeführte Fläche um 525 ha größer gewesen ist als 1932. Würde sich das Statistische Reichsamts auch hier der Prozentrechnung bedient haben, so würde es zu dem Ergebnis gelangt sein, daß im Jahre des Aufschwungs 1936 die für die Neubildung des deutschen Bauerntums bereitgestellte Fläche um nicht viel mehr als ein halbes Prozent größer war als im Notjahr 1932. Im Jahre 1937 wird die Siedlungstätigkeit des Dritten Reiches noch dürtiger sein als im abgelaufenen Jahr. Denn Göring hat befohlen, daß sein neues Eisenwerkunternehmen auf die Dringlichkeitsliste der Eisenverbraucher gesetzt wird, aber die Neubildung deutschen Bauerntums daraus verschwindet. Erz ist eben nicht nur wichtiger als Butter, sondern auch als die Bauern, die Butter bereiten. G. A. F.

Die Hauptmann-Legende

Die Besten und Menschlichsten jener Generation, die in ihrer Jugend von Gerhart Hauptmann empfangen und seinen Aufstieg erlebten, mußten ihn 1933 in die Wolfsschlucht werfen. Es war ein tragisches Intermezzo, weniger für den Dichter als für diese Generation, die für andere Generationen wieder einmal die Erkenntnis durchleiden mußten, wieviel größer oft ein mittleres Werk ist als sein Schöpfer, und wie rasch das Wort zur Parase, wie elend ein scheinbar Großer zum Zwerg werden kann, wenn er von der Geschichte vor die praktischen Konsequenzen seines Schaffens gestellt wird.

Schon darum gehört Hauptmanns 75. Geburtstag zu den traurigen Komödien unserer Tage. Die Naziblätter behandelten ihn mit geringschätziger Reserve, einige Theater schwangen sich dazu auf, dies oder jenes Stück von ihm auf den Spielplan zu setzen, gleichgeschaltete Blätter benutzten das Jubiläum zu linden Meckereien für Dichtungen der Menschlichkeit und liberale deutschsprachige Blätter des Auslandes wußten sich nicht anders zu helfen, als mit klischeehaften Festartikeln, die am Fall Hauptmann, der einem Sündenfall gleicht, hartnäckig vorübersehen.

In diesen Feuilletons ist Gerhart Hauptmann eine Verkörperung des »Doppelgestirns der Güte und des Genies«. Oder, wie es in der »Frankfurter Zeitung« heißt: »... der Vulkan mit den lachenden, ewig sonnigen Gefilden der größten menschlichen Güte zu seinen Füßen und um sein Herz...« Eine Gestalt, die der edelsten, der bereitesten Freundschaft fähig ist und huldigt... (F. Z. 13. Nov.) Herrliche Feuilletonphrasen. In Wirklichkeit war der Dichter der Güte nie einer wirklichen Freundschaft fähig, ist er nie für andere eingetreten, hat Freundschaftsdienste mit großer Begeisterung hingenommen, um sie später mit krassem Undank zu vergelten. Sein literarischer Werdegang begann, als er auf Arno Holz stieß. Der hat ihn naturalistisch sehen, hat ihn dramatisches Handwerk gelehrt. Als Holz, dem Genius seiner Jugend treu bleibend, ein Jahrzehnt lang bitterste Not litt, rührte sich der »Vulkan der größten menschlichen Güte« nicht. Man sammelte für Arno Holz — der reichgewordene Hauptmann war einer der armseligsten Spender. Von seiner kalten Geschäftstüchtigkeit wissen Künstler und Theaterleute ein groteskes Lied zu singen. Gern nahm er die Hilfe jüdischer Freunde an — und bekannte sich prompt zum Antisemitismus, als dieser neudeutsche Staatsraison geworden. Alfred Kerr's wertvolle Feder blieb Hauptmanns Schaffen treu durch dick und dünn. Der bedachte ihn dafür mit mancherlei Zeichen dankbarer, freundschaftlicher Zuneigung, um ihn prompt zu verleugnen und zu verraten, als das braune Unglück über Deutschland hereinbrach. So viel über den treuen, gütigen Menschen Hauptmann. Daß er so aussieht, ist nach seinem Sündenfalle beinahe ein Trost. Wenn ein kalter Egoist sich aus sehr geschäftsmäßigen Erwägungen der Barbarei gleichschaltet, so raubt das nicht den Glauben an das Menschliche und bleibt darum erheblich erträglicher, als wenn etwa menschliche Güte derart schmählich kapitulierte.

Aber man soll ja wohl den Künstler nicht nach seinem Charakter und seinem Leben beurteilen, sondern nach seinen Werken. Was bleibt da auf die Dauer? Hauptmann hat in seiner jäh ansteigenden naturalistischen Sturm- und Drangperiode einiges Starke geschaffen. Er hat von Ibsens Naturalismus profitiert, er darf immerhin gelten als einer der ersten, die auf der deutschen Bühne realistische Charakterzeichnung auf die Beine stellte. Ein Verdienst in einer Zeit, da Wildenbruch und Sudermann sich auf den Brettern breit machten. Von den »Webern« bis zur »Rose Bernd« packen in seinen naturalistischen Dramen fast alle Hauptgestalten durch das rote Blut natürlichen Lebens und harter Schicksale, die an das Menschliche im Zuschauer rühren. Selten jedoch erhebt sich der Dichter über die Zustandsschilderung, nirgends schimmert tiefere soziale oder politische Erkenntnis auf. Die »Webern« schildern in blutigen Aufstand hinein, die Zusammenhänge zwischen ihrer

Not und der herrschenden Gesellschaftsordnung gehen weder ihnen noch ihrem Dichter auf.

Hauptmanns Schwäche beruht darin, daß ihm jeder Ansatz zu einer geschlossenen Weltanschauung fehlt. Kein Wunder in einem Lande, in dem unpolitische Denkart als Talentbeweis eines Künstlers ausposaunt wurde und das Bürgertum von der offiziösen politischen Lebenslüge lebte. Selbst ein Wedekind kam über die Rebellion gegen die bürgerliche Liebesmoral nicht hinaus. Und das war immerhin ein kämpferisches Temperament, der Dichter des »Hannele« war es nie. Rasch, allzu rasch, glitt seine Entwicklung in märchenhafter Romantik und nebulose Phantastik hinein. Das verblasenste seiner Märchendramen war »Pippa tanzt«. Schon damals traf auf ihn zu, was Franz Mehring 1908 nach der Uraufführung von »Kaiser Karls Geisel« schrieb:

»Wenn anders dies Talent, um in seinem eigenen Märchenstil zu sprechen, nicht durch den Blick einer bösen Fee gelähmt worden ist, so ist es gänzlich erschöpft; der Strom ist völlig im Sande verronnen, während der Dichter noch in einem Lebensalter steht, das große Talente erst auf der vollen Höhe ihrer Schaffenskraft zu sehen pflegt.«

Von seinem Alterswerk »Vor Sonnenuntergang« abgesehen, ist er aus dieser romantischen Versponnenheit nicht mehr recht herausgekommen. Im besten Mannesalter entwich er in die Romantik — wie die Mehrzahl der deutschen Wähler 1933 in die politische Romantik flüchtete. In beiden Fällen glich die Flucht einem Bankrott, in beiden Fällen handelte es sich um Flucht vor der harten Wirklichkeit und vor Verantwortung in höchstem Sinne des Wortes. Wie bei Ibsen, so läßt das Dritte Reich auch bei Gerhart Hauptmann am ehesten seine historischen und seine Märchendramen gelten. Er könnte heute Staatsrat sein, wenn er nicht seit 1918 der Demokratie seine besondere Referenz erwiesen hätte, wie er sie dem Dritten Reich seit dem 5. März erwies. »Nu nee nee, nu ju ju«, um mit dem Weber Ansoorge zu sprechen.

Der Dichter der »Webern« ist ebenso sehr Schuldiger wie Opfer. Trauriges Opfer des wilhelminischen Systems, dem der Schein mehr galt als das Sein, das politisch und moralisch alle Elemente des

Dritten Reiches im Keime aufwies und sein Wegbereiter wurde. Mit Hauptmanns Talent ist Schindluder getrieben worden, von ihm und von anderen. Er war im Grunde nie ein Dramatiker, sondern ein lyrischer Poet, ein Epiker mit stark lyrischen Schwingungen. Die Handlung seiner Dramen ist meist schwach, die Charakterzeichnung alles. Aber im Deutschland von 1900 brauchte man neue Götzen, vor allem auf literarischem Gebiet. Ringsum in der Welt brandete künstlerischer Sturm und Drang, und Wilhelms »Deutschland in der Welt voran« sollte zurückbleiben? Das offiziöse Deutschland um 1890 hatte seine »Webern«, seinen »Biberpelz« nicht totschweigen können, das um 1900 blies ihn zum Genie auf. Er wurde Objekt literarischen Großbetriebes. Ein anfangs hoffnungsvolles Talent sollte zum literarischen Führer, zum Neuerer und Reformator aufgeblasen werden. Das war er nie. An dieser Großlüge, nicht die einzige unterm Wilhelminismus, ist er gestorben. Man blähte sein Talent bis zum Platzen, wie man heute drüben elende Nullen aufbläht, um den Schein der Kultur, der Gemordeten, zu wahren und mit Dingen zu prunken, die nicht da sind.

Die das Debakel frühzeitig erkannten, wurden niedergebrüllt. Der demokratische Frankfurter Literaturhistoriker und Theaterkritiker Fedor Mamroth wies nach 1900 immer wieder auf das Halbe, Müde und Erborgte der Hauptmannschen Ideenwelt hin. Sein Urteil war dasselbe wie das Franz Mehrings in jenem Artikel von 1908:

»Mäßige Talente, wie Hauptmann immer nur eins gewesen ist, bedürfen vor allem der Selbsterkritik, und an seinem frühzeitigen Ende als Dichter trägt die Clique, die ihm mit jedem Mittel der Reklame einen tönernen Ruhm fabrizierte, einen großen Teil der Schuld. Hätte er ihren Lockungen zu widerstehen gewußt, so wären ihm glücklichere Lose gefallen, aber dazu gehört eben ein großer Dichter, der in seiner Weise immer auch ein großer Charakter ist.«

Zum großen Dichter fehlt ihm die Geschlossenheit einer Weltanschauung, wie sie — um in seiner Zeit zu bleiben — ein Zola oder ein Ibsen aufwies. Der Zerrissenheit und Halbheit seines wilhelminischen Weltbildes entsprach die Zerrissenheit und

Lauheit seines Charakters. Seine Freunde haben manche Erklärung für seinen Verfall gesucht. Der Geschäftsbetrieb, die Frau, das ungeheuerliche Geldbedürfnis, der Alkohol. Aber sein Alkoholismus ist Folge, nicht Ursache. Folge eines Bankrotts, Betäubung schlechten Gewissens, Flucht aus der Wirklichkeit in die Illusion. Da er ein schwacher Charakter ist, hat ihm immer Aufrichtigkeit gefehlt, Aufrichtigkeit gegen sich selbst. In der D. A. Z. (14. Nov.) schildert ein Maler, wie er den Dichter zeichnete und welche weise Bemerkungen dieser dabei von sich gab: »Dann aber seien Sie wahr vor sich selbst, erhalten Sie die Ihnen eigene Art, Ihren Stil. Menschen, die ihren Stil nicht pflegen, sind innerlich unsicher.« Richtig, nur sprach er sich damit selbst das Urteil. Sein »Stil« bewegt sich im Zickzack zwischen Naturalismus und schwächlicher Romantik. Die Republik, Ergebnis eines Zusammenbruchs, übernahm einen ausgehöhlten Götzen und trat auch damit eine bittere Erbschaft des Wilhelminismus an.

Als er 1933 beflissen das Hakenkreuz hißte, gab es in der Naziwelt höhnische Heiterkeit. Was sollte sie mit diesem alten verbrauchten Manne, mit seiner Vergangenheit, seinen Humanitätsgesten anfangen? Heuchler hatten sie genug auf Lager, aufpumpen konnten sie auch selber. Johst hatte zwar auch (noch dazu in Pfemferts Aktion) als Pazifist, Defaitist und Novemberverbrecher begonnen, immerhin jedoch vollzog er seine Schwenkung beizeiten, kam mit dem Ludergeruch eines Barbarismus, der einem Hauptmann nie geglaubt worden wäre. Und so charakterlos, wie die Kunstgötzen des Dritten Reichs sein mußten, hätte er trotz allem nie sein können. Er ahnte wohl nicht ganz, was los war, ihm schien eine Restauration des Wilhelminismus zu dämmern, aber der war nur Vorläufer, Anfang einer Götzendämmerung — was jetzt kam, war Nacht, Ende, ein Ende mit Schrecken, mit weißem Schrecken. Auch für Gerhart Hauptmann.

Nur die Hauptmannlegende lebt gedämpft weiter, wie etliche Jubiläumsartikel bewiesen. Ein Schulfall dafür, wie zählebige Legenden sein können in einer Welt, in der äußerer Erfolg alles gilt und Leistungstüchtigkeit von einem aufgeblasenem Gummiball verdrängt werden darf.

Karl Rothe.

Vom Wilhelminismus zum Dritten Reich

Heute feiert die »Frankfurter Zeitung« krampfhaft Gerhart Hauptmann. Am 31. Januar 1903 zeichnete in der »Frankfurter Zeitung« Fedor Mamroth den wahren Hauptmann mit folgenden Worten:

»Doch genug von der Dichtung (»Armer Heinrich«) von der wir gar nicht so eingehend sprechen wollten. Wenn sie ihren Rundgang über die deutschen Bühnen zurückgelegt hat, wird sie nur noch die Hauptmann-Forscher beschäftigen. Sie kommt geräuschvoll und versinkt spurlos, wie so zahlreiche andere Arbeiten des Autors, freilich ohne seinem Ruhm auch nur im geringsten zu schaden. Denn niemals zuvor hat einer der Prinzen aus dem Genieland seinem Volke einen so unerschütterlichen Kredit besessen, wie der schlesische Poet, und für dieses immer größer werdende Mißverhältnis zwischen Geltung und Leistung eine Erklärung zu finden, scheint uns heute wichtiger, als über die Mißtöne im »Armen Heinrich« noch weiter zu meditieren.«

Gerhart Hauptmann ist ein Dichter, wir räumen es ohneweiters ein, aber ist er, wie es doch sein Ruf verlangte, ein Dichter aus erster Hand? Als er in die Literatur eintrat, war er ein originaler Geist. Nicht bloß, weil er ein originaler Geist. Nicht bloß, weil der Naturalismus an sich keinen Zusammenhang braucht mit irgend einer Tradition und weil er, nur von sinnlichen Wahrnehmungen lebend, jederzeit das Gemein-Wirkliche darzustellen vermag, sondern auch deshalb, weil Hauptmann damals im ersten Anfang seiner geistigen Entwicklung stand. Seine Originalität war eine Art literarischer Unbeflecktheit. Die Zeit des Gäreus, des Sammeins, des Vergleichens, des Lernens, die jeder Schaffende

durchzumachen hat, bevor er in die Öffentlichkeit tritt, begann für ihn erst in dem Augenblicke, da er bereits entdeckt, gefeiert, berühmt war. Da, mit einem Male erkannte er, daß ein Erfolg, wenn er Dauer haben solle, Pflichten auferlege, und mit löblichem Eifer ging er daran, den Zusammenhang mit der Literatur von gestern für seine Person herzustellen. Er fing an, zu lesen, sich in die großen Dichter und Denker, die er, weil er sie nicht recht kannte, wohl geringgeschätzt hatte, zu vertiefen; er sammelte Eindrücke, und wo diese auf seine weiche Empfänglichkeit besonders stark wirkten, reflektierte er sie unwillkürlich in den Werken, die die ungeduldige Erwartung seiner Entdecker und der eigene Wunsch, nicht in Vergessenheit zu geraten, in bestimmten Zeiträumen von ihm verlangte. Er lernte Ibsen kennen, Goethe, Kleist, die Romantiker, Shakespeare, Richard Wagner und so weiter; und nicht etwa bloß Reminiszenzen aus ihren Werken weben sich in seine Arbeiten, sondern der Geist dieser Geister blickt ihm, wenn er in all den Jahren sinnt und schreibt, einer nach dem andern, und wie zufällig, über die Schulter. Jede seiner Gestalten — jene ausgenommen, die die Wirklichkeit ihm zeigt —, und mehr noch alles Geistige (denn die Wirklichkeit hat keinen Geist) kommt uns bekannt vor, weil wir uns der Menschen und ihrer Art von früheren Dichtungen entsinnen. Und so sehen wir denn, wie dieser gefeierte Mann, der die Vierzig bereits überschritten hat, sich immer noch und beständig bildet, wie er bald nach dieser, bald nach jener Stütze greift und wie er die verschiedenartigsten und entgegengesetzten Stile, gleichsam sich selber suchend, vornimmt, studiert und anwendet.

Das begriffliche Begehren nach der stärksten Resonanz hat Hauptmann, der, nach manchen Proben zu schließen, ein genuintiefer Lyriker, vermutlich auch ein Epiker ist, aus Theater gefesselt. Das Merkwürdige dabei ist, er schreibt konsequent für die Bühne und ist doch kein Dramatiker. Er weiß ne und ist doch kein Dramatiker. Er weiß Beobachtungen wiederzugeben, er weiß Stimmungen hervorzubringen, oder die Seele der Bühne, das eigentlich Dramatische, ist ihm verschlossen. Die größten Geister haben es nicht verschmäht, über die Technik des Theaters, wie sie von den feinen Köpfen aller Kulturvölker seit zwei Jahrhunderten geschaffen wurde, nachzudenken, ihre Forderungen zu ergründen und sich ihnen anzupassen. Für Hauptmann haben diese Forderungen keine Geltung, weil er im bisherigen Lauf seiner Entwicklung noch nicht Zeit gefunden hat, sich mit ihnen vertraut zu machen. Er legt sich seine eigene Technik zu recht, und da er nicht nötig hat, sich nach einem Theater zu richten, bleibt dem Theater nichts übrig, als sich nach ihm zu richten. Und sein Prestige, die Verwirrung der Begriffe und die Angst vieler, für ungebildet zu gelten, ist so groß, daß alle Verfehlungen, Hilfslosigkeiten und Mißgriffe, die in Hauptmanns Stücken zu finden sind, als Offenbarungen eines Genies gepriesen werden, da der Welt neue Bahnen erschließt.

Im letzten Betracht ist die überragende Größe Gerhart Hauptmanns auch historisch-politisch zu erklären. Die Gesetze, nach denen sich die Welt entwickelt, sind uns allmählich deutlicher geworden. Wir wissen jetzt: nicht die großen Männer machen die Weltgeschichte, sondern die Weltgeschichte

Drum nahm er ihm den freien Mut...

macht die großen Männer. Dies will heißen: wenn die unzählbaren Kräfte, die im Interessenkampf der Menschheit oder eines Volkes unausgesetzt tätig sind, sich in einem gegebenen Moment soweit gespannt haben, daß sie danach drängen, in neue Bahnen auszubringen, dann sieht sich der Wille, der in dieser Summe von Kräften wohnt, ein Werkzeug, das die entlastende Tat vollführt. Und er sucht so lange, bis er findet, was er braucht. Manchmal begnügt er sich mit einem mittelmäßigen Helfer, der bloß das Verdienst hat, in diesem Augenblick da zu sein, sowie an einem bestimmten Platze zu stehen und verleiht ihm den Schein der Größe; trifft er aber auf einen wirklich Großen, so ist dieser mit Eins ganz groß. In der Literatur dagegen ist bisher wohl oft der rasche Erfolg, aber niemals wirkliche Größe oder dauernder Nachruhm von der Gunst einer Konstellation der Kräfte abhängig gewesen. Im Bereich des Geistes ging es immer umgekehrt zu: die Zeit zeugt nicht den Genius, sondern der Genius zeugt die Zeit. Jetzt aber zum ersten Mal gewahrt man, wie bei uns in Deutschland oder genauer gesagt: in Preußen (denn Deutschland ist heute mehr Begriff geworden als es in seinem zerrissenen Zustand je einer war), also in einem Lande, in dem von einer rapiden geschichtlichen Entwicklung eine Menge überschüssiger Kräfte zurückgeblieben ist, der Wille zur Macht mit Leidenschaft auf den Besitz künstlerischer und literarischer Größe hindrängt. Dieses Preußen, dank seiner Kräfte und seiner nüchternen Gebundenheit groß, stark herrschend geworden, vermeint, da ihm so vieles Matrielle gelungen, berechtigt zu sein, sich auch mit der feinsten Blüte der Kultur zu schmücken. Es hat einen großen Staatsmann und einen großen Feldherrn gefunden, es hat sich einem großen Musiker angegliedert, der gemäß dem geographischen Breitengrad zu ihm gehört, nun will es auch wenigstens einen großen Dichter besitzen. Hat es keinen, so macht es einen, und ebenso wie es, um an der klassischen Literatur Deutschland beteiligt zu sein, die Bedeutung Heinrich von Kleists ins Ungemessene erhöhte, wie es, um einen Nachklassiker zu besitzen, die Bedeutung des Dithmarschen Hebbel übertreibt, ebenso häuft es jetzt allen Ruhm, den es zu vergeben hat, um die Person des Dichters, der in einem gegebenen Moment zufällig da war: um Gerhart Hauptmann. Und genau so, wie der jetzige Kaiser seinem Großvater den Titel: »Der Große« verlieh, aus einem Gefühl des Verlangens heraus, das sich nicht gedulden wollte, bis Mit- und Nachwelt ihr allein entscheidendes Urteil gesprochen, ebenso feiert das siegreiche Preußentum den schlesischen Dichter schon jetzt als Unsterblichen, bloß weil es den Wunsch hat, einen unter sich um jeden Preis groß zu wissen. Berlin mit seiner lauten Stimme ging suggerierend voran, und das Volk mit seinem schon in der Schule geweckten Trieb zur Heldenverehrung folgt in stummem Gehorchen.

So wuchs das Ansehen Hauptmanns fast ohne Widerspruch zu solcher Höhe, daß heutzutage förmlich Mut dazu gehört, seine Be-

Früher pflegten wir Briefe, die in tiefster Verachtung, den Groll im Herzen, geschrieben wurden, mit »sehr geehrter Herr« zu beginnen und mit »vorzüglicher Hochachtung« zu schließen, oder — zugegeben — dies schneidende »vorzüglich« konnte man auch fortlassen und weniger scharf einfach »hochachtungsvoll« unter den Text setzen. Das war so einfach und bequem. Man brauchte sich keine Beschimpfungen auszudenken. Was man über den Adressaten dachte, ging ohnedies aus dem sachlichen Inhalt des Briefes hervor.

Das hört sich jetzt auf. Beim Briefschreiben soll man wieder denken und fühlen. Abgegriffene Formeln sind zu vermeiden. Wenn man an Juden und Marxisten schreibt, heißt es nicht »Sehr geehrter Herr« sondern... ja wie heißt es eigentlich? Also, jedenfalls anders. Denn die »Deutsche Allgemeine Zeitung« Nr. 532/33 weiß zu melden:

»Das Kampfblatt »Der Stürmer« hatte einem deutschen Rechtsanwalt den Vorwurf undeutschen Verhaltens gemacht, weil dieser den jüdischen Knabenverderber Leopold Isaak Obermayer, Würzburg, mit »Sehr geehrter Herr Doktor« anredete und seinen Brief mit »Ihr sehr ergebener K.« schloß.«

Es wird gar nicht so einfach sein, aus dem Stegreif an Juden zu schreiben. Vielleicht könnte beim Eher-Verlag ein »Semi-

rectigung zu prüfen. Eine ganze Literatur über ihn ist entstanden, weil die Zunft der gelehrten Handarbeiter mit dem zunehmenden Wohlstand beständig gewachsen ist und jeder besser gekleidete Mensch heutzutage wenigstens über etwas zu schreiben trachtet. Das Publikum ist so vergeßlich, daß ihm alles, was Hauptmann bringt, neu erscheint. Eine andächtige Gemeinde scharft sich um ihn und sonnt sich in ihm. Begehrt er einen gar zu handgreiflichen Fehler, so wollte er ihn begeben, was sein gutes Recht ist. Findet eines seiner Stücke keinen Anklang, so wird dessen Würdigung einer späteren Zeit vorbehalten sein. Wir erleben wahrscheinlich auch noch dem Bau eines Gerhart-Hauptmann-Festspielhauses, von dem neulich die Rede war; wenn Wagner sein Bayreuth hatte, darf Hauptmann sein Schreiberhaus verlangen. Das ist nicht mehr als billig. Und dennoch wird man eines Tages, vielleicht erst, wenn das wahre Genie gekommen sein wird, einsehen, daß mancher Geringe aus Deutschland großer Literaturzeit ein Ganzer, ein Eigener und somit mehr war als dieser schwächliche Epigone, und an diesem Tage wird der Hauptmann-Spuk zu Ende sein. Was aber wird von seiner naturalistischen Dramatik und der ganzen Kapellmeistermusik bleiben? Wenn nicht noch Ueberraschendes nachkommt, das kinematographische Schauspiel »Die Weber«, nicht weil es ein vollkommenes Kunstwerk wäre, sondern weil es der Zeit den Spiegel vorhält.«

Briefsteller« erscheinen. Es ist nur so eine Anregung von uns. Muster 3b: Brief an einen Rasseschänder: »Sau, vermaledeite!... Nur mit Ekkel und Widerstreben ergreife ich die Feder, um an sowas zu schreiben, und bestätige ich den Eingang Ihres Auftrages vom 9. 2. da. Selbstverständlich wird unser rein arisches Haus prompt liefern, wie Sie es bisher gewöhnt waren, Du Lump.« — Es werden sich nach und nach schon wieder feststehende Formeln herausbilden, so daß die Geschäfte in einigen Jahren keine Mühe mehr bereiten wird. Vielleicht wäre ein Sonderanhang »Export« empfehlenswert.

Das wäre zu den Wünschen des »Stürmer« über den brieflichen Verkehr mit Juden zu sagen. Daß die von dem Rechtsanwalt gegen den »Stürmer« erhobene Beleidigungsklage zurückgewiesen wurde, versteht sich von selbst. Auch die Begründung bietet uns nichts Neues:

»Der »Stürmer« hat die Aufgabe, das Verständnis für den Rassegedanken im Volk zu wecken und zu vertiefen, sowie die Bewegung im notwendigen Kampf gegen das internationale Judentum zu unterstützen.

Dieser Aufgabe wird »Der Stürmer« u. a. auch dadurch gerecht, daß er an dem Verhalten einzelner Volksgenossen dem Judentum gegenüber Kritik übt. Dies geschieht dabei nicht, um den einzelnen zu verunglimpfen, sondern, um der Gesamtheit

der Deutschen vor Augen zu halten, wie jeder einzelne sich dem Judentum gegenüber zu verhalten hat. Der einzelne hat kein Recht, sich gegen die Kritik seines Verhaltens, soweit dies objektiv berechtigt ist, zu wehren, da er sonst die notwendige Aufgabe des »Stürmer« zum Nachteil der Gesamtheit über Gebühr stören, wenn nicht sogar gefährden würde.

Wenn der Privatkläger trotz dieser Erwägungen wegen des Artikels in der Nr. 5 des Jahrganges 1937 des »Stürmer« die Bestrafung des Beschuldigten begehrte, statt seine eigenen Interessen der großen Aufgabe der Aufklärung des Volkes in der Judenfrage unterzuordnen, muß er es sich gefallen lassen, wenn sein Verhalten im Rahmen der Aufgabe des »Stürmer« einer erneuten scharfen Kritik unterzogen wurde.«

Der Einzelne hat natürlich kein Recht, sich gegen formale Beleidigungen zu wehren, wer käme auf die Idee. Das deutsche Reich hat nicht mehr Kasernenhöfe wie unter der Hohenzollernmonarchie, es ist ein. Und wenn der Stürmer einen deutschen Rechtsanwalt krummen Hund nennt, so wundert sich nur der darüber, der es seltsam findet, daß der Unteroffizier einen Mann aus seiner Gruppe »schießende Wanze« tituliert. Und das Staunen wollen wir uns im Rahmen der Wehrhaftmachung wieder mal abgewöhnen... nich wahl!...

Kultur, soweit sie der Herr Feldweibel bewilligt

Ein goldenes Wort aus dem Hitlerbereich.

»Sparsamkeit im Papierverbrauch!« — so hat jüngst der Oberst Löb, Chef des Reichsamtes für Roh- und Werkstoffe, hinausgeschmettert, »sei einer der Grundsätze des Vierjahresplanes«, und hat das nach der »Frankfurter Zeitung« wörtlich in folgendem, geradezu klassischem Stil begründet: »Hier müssen also durchgreifende Maßnahmen ergriffen werden, da sicherlich auf vielen Verwendungsgebieten mehr Papier verbraucht wird, als auch unter Berücksichtigung kultureller Interessen zuzubilligen ist.« Der »Frankfurter Zeitung« ist weder Druckerschwärze noch Spucke weggeblieben, als sie das drucken mußte. Aber hat es der Mann vom Kommiss nicht ganz klassisch formuliert: »auch unter Berücksichtigung kultureller Interessen — — ?« Das bestimmt nämlich jetzt in Deutschland der Bezirksfeldweibel — nicht nur, was man als »kulturelle Interessen« anzusehen hat, sondern auch, was man zu ihrer »Berücksichtigung« zu »fassen« hat, wie das so beim Militär etwa beim Brotappell hieß. Ferner will Herr Oberst Löb »durchgreifen«. Militär tut bekanntlich nichts anderes, als immer nur »durchgreifen« — wenigstens Militär, das sich historisch vom alten Dessauer herleitet. Ganz schlimm wird das aber, wenn auch in der Kultur

»durchgegriffen« wird. Wenn Pallas Athene lederne Reithosen anziehen muß... Wenn... Aber schweigen wir davon! Wir müßten sonst eben das ganze Diktionär der Hitlerel schreiben.

Klassische braune Verwaltungspraxis

Der Viehdoktor springt für den Staatsanwalt ein.

Wie katholische Zeitungen der Schweiz berichten, herrscht im Kreise Bruchsal in Baden, bekannt durch die betonte katholische Frömmigkeit seiner bäuerlichen Bewohner, die Maul- und Klauenseuche unter dem Rindvieh. Die Gelegenheit ließ sich die braune Polizeipraxis nicht entgehen: sie hat sofort — alle Kirchen zwangswise geschlossen — und zwar natürlich wegen Gefahr der Weiterverbreitung der Krankheit. Dagegen hat bisher noch kein Wirtshaus zu schließen brauchen, auch die Fabriken arbeiten wie gewöhnlich. Anscheinend legt der Bazillus Wert auf Orgelmusik und geistliche Choräle, die wider echten Nazi-Polizeiöhren, trotz allen »positiven Christentums«, ein Greuel sind... So wird's gemacht! Und von solchen Schikanen gegen alle Deutschen, die nicht oder nur teilweise von seiner Partie sind, lebt eigentlich dieses Dritte Reich bereits seit dem Tage seiner Geburt!

Ein Vater an seinen Sohn

Für das deutsche Lesebuch.

Du wirst nun langsam groß, mein Lieber Junge, und fängst bisweilen schon zu denken an. Nur noch ein Weichen und du bist ein Mann, ein Mann von deutscher Art und deutscher Zunge. Hör meinen Rat und halte dich daran:

Was du auch denkst, du darfst nicht davon sprechen. Mach deinen Buckel krumm und spitz das Ohr. Wer seine Meinung ausspricht, ist ein Tor, an ihm mußt du des Volkes Ehre rächen, sein Posten wird vakant, man merkt dich vor.

Entsag der Liebe! Es ist nicht gestattet, daß du dein deutsches Herze sprechen läßt. Meid Nachtigall und Volkslied wie die Pest. Wer sich laut Ahnenpaß normal begattet, braucht kein Gefühl, er braucht ein Zuchtattest.

Schimpft man dich Schwein und Lump — sei nicht erbittert. Wenn du dich auch zunächst noch docken mußt — bald hast du selbst ein Sternchen an der Brust, bist selbst der Mann, vor dem die Umwelt zittert, schreiest andre an und bebst dabei vor Lust.

Vor allem eins: lern deine Zeit erfassen! Du weißt nicht, wie der Wind sich morgen dreht.

Halte dir den Rückzug frei, so lang es geht, und denk bei allem deinen Tun und Lassen: Zur deutschen Reue ist es nie zu spät.

A. Lindhorst.

Gesichter der Zeit

Im Verlag Universal Press, Stockholm, ist eine merkwürdige Monographie erschienen: »Hans Tombrock, ein deutscher Malervagabund«. Eine Kuriosität deswegen, weil Hans Tombrock sowohl zu den Abseitigen der Kunst wie auch zu den Außenseitern der Gesellschaft gehört. Sein Talent ist stark und eigenwillig, sein Leben ein Vagantenroman. Ein westfälisches Proletariatskind, das sechzehnte einer Bergmannsfamilie. Er soll Anstreicher lernen, läuft davon, muß auf der Zeche arbeiten, fährt mit sechzehn Jahren ins Bergwerk, läuft zwischen durch davon, die Landstraße entlang. Fährt als Schiffsjunge nach Amerika, wird Leichtmatrose auf einem Heringsdampfer, liegt mit zwanzig Jahren im flandrischen Schützengraben. Kämpft im Ruhrgebiet gegen die Kapp-Putschisten, wird deshalb zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Beginnt zu zeichnen, zieht die Straße entlang, verkauft ab und zu ein Bild. Tritt der von Gregor Gog gegründeten »internationalen Bruderschaft der Vagabund« bei. Eine Auswahl seiner Herbergs- und Landstraßenbilder erscheint (im Verlag der Vagabundenorganisation) als Mappe. Seine Wanderung mit Bilderverkauf geht weiter und wird für mehr denn ein

Jahrzehnt die eigentliche Form seines Daseins. Rennt er der Freiheit nach? Läuft er dem Hunger davon? Weiß er das immer selber?

Ein Mädchen gesellt sich zu ihm, wird seine Frau. Ihre Fahrten gehen vom Balkan bis Skandinavien. Er schleuderte viel aus sich heraus: Zeichnungen, Aquarelle, Pastell- und Oelbilder, Gestalten und Landschaften des Südens und des Nordens, Bilder aus der Armut, Bettler, Dirnen, Landstreicher, »Gesichter am Wege« (wie er eine Serie betitelt), Zeichnungen, die einem sozialen Aufschrei gleichen, Satiren und Karikaturen wider die Gegenwart. Etliche Ausstellungen (Berlin, Hamburg, Düsseldorf, Dortmund) bringen ihm einigen Erfolg. »Tausende und aber Tausende seiner Blätter haben ein Zuhause gefunden, während er noch immer unterwegs ist«, schreibt sein Biograph. Nach Ausbruch der faschistischen Raserei in Deutschland entkommt er mit Frau und Kind über die Grenze. Ein Zyklus »Das Gesicht des Faschismus« folgt, Porträts der braunen Schlichter, in denen er ihr Tierisches, Pathologisches, Verbrecherisches, Irrsinniges auf die Blätter bannt. Im Frühjahr 1937 bürgerte ihn das Dritte Reich aus. In einigen Museen des Auslandes hängen Tombrock'sche Bilder; sie hingen auch in etlichen deutschen Galerien und Kunsthallen, heute sind sie drüben »entartete Kunst«, wie alle starke Malerei.

Der deutsche Faschismus hat die europäischen Straßen blockiert. Für Menschen ohne Paß sind die Grenzen nahezu unpassierbar geworden. Mierkrige Zeiten, namentlich für Globetrotter. Hans Tombrock hat seinen Wandertrieb zähmen müssen, ist in Skandi-

navian selbsthaft geworden, und das bedeutet für ihn, der sich mit allen Farben Europas vollgesogen hat, vielleicht eine neue Periode seines Schaffens.

Diese schwedische Monographie bringt dreißig Proben der Tombrock'schen Kunst. Nur einige sind farbig, die anderen in Schwarzweißdruck. Nicht alle sind gleichwertig, gleichstark, aber keiner sieht diese Blätter, ohne die Berührung mit einem originellen Temperament und einem starken Können zu spüren. Er zeichnet Grauen, Barbarei und Widerstinn dieser Kulturwelt im Elendszug der Krüppel, der im Zickzack weit in den Horizont hinein reicht; in der Diskussion auf der Herberge; Menschliche Wraoks, in deren Erscheinung alle Trauer und aller Fluch dieser Welt beschlossen liegt; in einer neudeutschen Hinrichtung mit SS-Staffage und Heil Hitler. Solche Blätter erinnern an das gespenstische Kubins und die elementaren Visionen Goyas, verschärft durch Haß und Abscheu. Er gibt Landschaften und Milleubilder in Helldunkel: einfach, voll starker Stimmung und unheimlichem Leben. Wie gemalt wirkt diese Herausarbeitung von Licht und Schatten. Mit sicheren kräftigen Strichen wirft er Köpfe, Typen, Profile hin, die sich durch absonderliche, oft skurril-hintergründige Eigenart einprägen. Nicht immer stimmen die Proportionen, mit sparsam angewandten expressionistischen Mitteln bringt er das seelische des Stoffes zum Ausdruck. Daneben Physiognomien von verblüffender Einfachheit und Treue. Auf dem Titelblatt steht der »Knahe Eulenspiegel«, Schutzheiliger der Vaganten, unvergeßlich in seiner hageren, närrischen Dürftigkeit, der uralte,

Kriegswaffe Pest

Das Dritte Reich plant den Bakterienkrieg.

Während die Spitzen des System bei jeder sich bietenden unpassenden Gelegenheit Friedensbeteuerungen von sich geben und Göring und Himmler unterdessen den großen Totentanz organisatorisch vorbereiten, widmet sich Generalleutnant von Tempelhoff keineswegs dem Müßiggang. In der ihm unterstellten chemisch-medizinischen Abteilung des Generalstabes ist eine friedlich-ernste Experimentiertätigkeit in vollem Gang, und es wird dort um Forschungsergebnisse gerungen, die wahrlich eines Tages geeignet sein werden, dem Ruhm deutscher Wissenschaft ganz neue und ungeahnte Resonanzen zu schaffen. Es handelt sich hierbei um nichts geringeres, als die Erarbeitung und — wenn auch vorerst nur theoretische — Erprobung einer neuen Waffengattung, die dem Tank, dem Flugzeug und dem Giftgas würdig an die Seite treten sollen und der in einem künftigen Krieg die wichtige Aufgabe des technisch-vollendeten Massenmords an der Zivilbevölkerung zufallen wird.

Diese Waffe ist — die Pest, jene entsetzliche Massenseuche, die seit Jahrhunderten dem Europäer nur noch dem grausen Namen nach bekannt ist, die aber nun dank dem Fortschritt derselben neuzeitlichen Wissenschaft, der sie einst weichen mußte, wieder ihren Einzug halten und sich in den Dienst der nationalsozialistischen Weltbeglückung stellen soll.

Man scheint im Dritten Reich mit der Vorbereitung des Bakterienkrieges schon ziemlich weit gekommen zu sein und der Welt eines Tages mit Ueberraschungen aufwarten zu wollen, neben denen das Bombardement von Almeria wahrhaftig zum Idyll verblaßt.

Die Zeitschrift »Deutsche Wehr«, die bekanntlich in sehr naher Beziehung zu höchsten militärischen Instanzen steht, hat denn auch bereits einen Artikel über die Methoden und Aussichten des Bakterienkrieges veröffentlicht, dessen anonymen Autor als »ein italienischer Militärarzt« vorgestellt wird. Daß ein Arzt nicht die Heilung, sondern die kunstgerechte Verbreitung tödlicher Krankheiten als seine Aufgabe ansieht, kann nur solchen Leuten wunderlich erscheinen, die noch nicht begriffen haben, daß in der faschistischen Terminologie nahezu jedes Wort das Gegenteil desjenigen Begriffs ausdrückt, der in der zivilisierten Welt mit ihm verknüpft ist. Mag der Betreffende also auch tatsächlich das sein, was sich heute »Arzt« nennen darf, — Italiener ist er sicherlich nicht, und die Untersuchungen, von denen er berichtet, sind — das behaupten Sachkenner mit Bestimmtheit — nicht im Süden, sondern in den eigens dafür eingerichteten Laboratorien des Dritten Reiches angestellt worden.

Der Experte der »Deutschen Wehr« teilt die Probleme, die ein wissenschaftlicher Vorbereiter der Seuchenschlacht zu bearbeiten hat, in drei Gruppen ein. Erstens — so erklärt er — wäre zu untersuchen, welche Bakterien sich zum Einsatz als

Der Krieg von übermorgen

Die Elektrizität als Kriegswaffe

Von Ingenieur Kurt Doberer ist ein neues Buch erschienen, das sich mit den Möglichkeiten des Elektrokrieges beschäftigt. Bereits das erste Buch des Verfassers, »Todesstrahlen«, hatte das Thema angeschnitten. In dem neuen Buch (Elektrokrieg, Saturnverlag, Wien) ist es vertieft und in breiter Gründlichkeit ausgeführt worden. Auch dieses Buch zeichnet sich durch die Kunst des Verfassers aus, die schwierigsten Probleme der modernen Physik so darzustellen, daß auch der Laie versteht, worum es sich dabei im wesentlichen handelt. So ist das Buch gleichzeitig ein Ueberblick über das Gebiet der modernen Elektroforschung. Dem Laien werden dabei nicht nur einige wesentliche Grundbegriffe der modernsten Physik klargemacht, er wird auch zugleich in die Zusammenhänge zwischen kapitalistischer Profitmacherei und moderner Technik eingeführt. Es ist ein weit verbreiteter Fehler, daß die moderne Technik nur unter dem Gesichtspunkt technisch-wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit betrachtet wird. In Wahrheit wird sie nicht nach der inneren Zweckmäßigkeit entwickelt, vielmehr spielen außertechnische Einflüsse aller Art — Konkurrenzkampf, Profitinteressen, poli-

tische Interessen — dabei eine entscheidende Rolle. Auf dem Gebiete der modernen Elektroforschung hat sich daneben eine persönliche Heldenlegende gebildet, die an die Namen Edison und Marconi anknüpft. Kurt Doberer hat die Lorbeerkränze der beiden stark entblättert. Er stellt den wissenschaftlichen Forscher Tesla dem unwissenschaftlichen Ausbeuter Edison und dem Großkapitalisten Marconi gegenüber und setzt auch hier die Wirklichkeit an die Stelle der Legende.

Die technischen Kapitel des Buches schildern die Feinmechanik des modernen Krieges, die vielen Listen und Kunstgriffe, deren sich die moderne Waffentechnik bedient. Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß die Elektrizität eine große Rolle in der modernen Kriegstechnik spielt — dennoch wirkt die zusammenfassende Darstellung Doberers überraschend. Sie beschränkt sich nicht darauf, zu zeigen, was heute bereits ist und in einem künftigen Kriege sicherlich Anwendung findet, sie richtet darüber hinaus ihre Blicke auch in die Zukunft und untersucht, auf welchen Linien die Konstrukteure vorwärtsgehen, die wissenschaftliche Entdeckungen in Kriegswaffen ummünzen wollen. Die ge-

waltigen Möglichkeiten, die er diskutiert, mögen auch manchen Fachmann heute noch als technische Utopien erscheinen. Der Verfasser zeigt indessen die großkapitalistischen Kräfte, die hinter diesen Forschungen stehen, und die Männer, die an ihnen arbeiten. Er gibt Einblick in die Laboratorien, in denen die Schrecken eines künftigen Elektrokrieges vorbereitet werden: Vernichtungsträume größten Stiles auf der Grundlage größter Energien. In einer Zeit, in der der Reichtum ganzer Völker dem Kriegszweck dienstbar gemacht wird, wirken diese Hinweise wie ein Gefahrensignal erster Ordnung.

Sicherlich ist es richtig, daß die Wirklichkeit des Krieges von heute — in Absinken, Spanien und China — hinter manchen utopischen Erörterungen zurückgeblieben ist, die zuvor an den mechanisierten und technisierten Krieg geknüpft worden sind. Wenn aber erst moderne Wirtschaftsgiganten untereinander in Kampf geraten, dann werden auch die modernsten, raffiniertesten technischen Mittel ausprobiert werden — ohne Rücksicht auf alle Kosten und alle ökonomischen Hemmungen, die vielleicht heute noch der Ausbildung des Elektrokrieges im Wege stehen. M. K.

Waffe am meisten eignen. Zweitens wäre die ergiebigste und erfolgreichste Methode der Verbreitung dieser Seuchenträger ausfindig zu machen. Und drittens wären die besonderen Voraussetzungen zu studieren, von denen das effektive Zustandekommen einer Massen ansteckung und die Ausbreitung von Epidemien abhängen.

Zu dem ersten dieser Punkte stellt der Seuchenstrategie fest, daß künstliche Pocken-, Cholera- und Diphtherie-Epidemien relativ schwer hervorzurufen sind, weil die betreffenden Bakterien eine nur geringe Lebenskraft haben und leicht absterben. Die aus verschiedensten Gesichtspunkten heraus sich zum Dienst am Massenmord meist eignende Krankheit sei die Pest. Denn deren Erreger sei leicht in großen Mengen herzustellen, zeige erhebliche Widerstandskraft gegen alle möglichen äußeren Einflüsse und biete die sicherste Aussicht auf schnelle Masseninfektion. Hinzu komme als wichtiges Faktum, daß mit dem Namen dieser Krankheit besonders abstoßende und schreckeinjagende Vorstellungen verbunden sind. Man könne von ihrem Auftreten daher auch besonders starke psychologische Wirkungen (Ausbrüche wildster Panik etc.) erwarten.

Nach Klärung dieser Grundfragen wendet sich der Pestspezialist dann seelenruhig und mit dem guten Gewissen des exakten Forschers den technischen Details des Bakterienkrieges zu. Die Infizierung von Frontsoldaten glaubt er nicht empfehlen zu sollen, da die Gefahr bestehe, daß die eigenen

Truppen, sobald sie mit dem Gegner in Berührung kommen, selbst von der Seuche ergriffen werden könnten. Die Pestwaffe sei also ausschließlich gegen die Zivilbevölkerung zu richten. Die Verwertung des Bazillus werde zum Teil das Werk geheimer Agenten sein, könne jedoch auch in größerem Maßstab von Flugzeugen aus getätigt werden. Des Weiteren betont der Artikelschreiber, daß es nicht nur darauf ankomme, über Bakterien zu verfügen und die besten Verbreitungsmethoden zu kennen, sondern daß man auch in jedem einzelnen Fall die speziell gegebenen Voraussetzungen sozialer, klimatischer und sonstiger Natur berücksichtigen und das Vorgehen ihnen elastisch anpassen müsse.

Wie gesagt: all das steht in der jedemmann zugänglichen »Deutschen Wehr« zu lesen, in der natürlich nicht die eigentlichen Laboratoriumsgeheimnisse der braunen Pest-ausrüstung, sondern nur ein paar simple »Binsenwahrheiten« ausgeplaudert werden. An dem unaussprechlich lähmenden Entsetzen, das schon von diesen ausgeht, mag man schaudervoll ahnend ermaßen, welche unvorstellbare Grausigkeit erst recht jenen Fakten innewohnen mag, die gegen den Einblick Unberufener sorgsam so lange im Dunkel der Pandorabüchse gehalten werden, bis die apokalyptische Stunde gekommen ist, von der der Autor der johanneischen Offenbarung sichtlich nur eine sehr unvollkommene und allzu poetisch-verklärte Vorstellung gehabt hat...

„...keinen Pfifferling wert“

»Eisweilen flüstert dir einer durch die gehöhlte Hand ins Ohr: »Ist alles anerkennenswert, was ihr macht. Ich bin bestimmt kein Miesmacher, aber daß man keine eigene Meinung mehr haben darf... Das einzige, was einem übrigbleibt, ist den Mund zu halten. Wo bleibt da die Persönlichkeit?«

Ja, wo bleibt sie? Sie bleibt unter der gehöhlten Hand. Der Trugschluß derer, die »bestimmt keine Miesmacher« sind, liegt darin, daß es das Wesen der Persönlichkeit ausmache, eine eigene Meinung zu haben. Meinungen sind uns keinen Pfifferling wert. Mit ihren Meinungen können sie hausieren gehen und können auf jedes dieser guten Stücke eine Mark als Prämie legen — sie werden sie nicht mehr los.

(Aus dem offiziellen Organ der Hitlerjugend »Die HJ«, zitiert im »Westen«, Berlin, vom 24. Oktober 1937.)

Der Wirtschaftsaufbau

Zu den Großverdienern der deutschen Konjunktur gehört die Bauindustrie. Der Betriebsertrag ist von 100,0 im Jahre 1934 auf 185,6 im Jahre 1936 gestiegen. Nach beträchtlichen Abschreibungen weist die Bauindustrie eine Erhöhung des Gesamt-Reinertrags aus, die gegenüber dem Jahre 1934 um 80 Prozent gestiegen ist. Dafür also hat sich die Arbeiterschaft der Bauindustrie die Löhne kürzen und den Achtstundentag rauben lassen müssen!

wissende Blick der großen Vogelaugen schräg ironisch ins Weite gehend, eine tolle Nase über den skeptischen Lebensvollen Lippen. Eine märchenhafte Erscheinung, bereit, diese verrückte Welt zu narren und in einer anderen, nur dem Weisen sichtbaren Wirklichkeit wurzelnd.

Schon nach solchen Proben kann man sagen, daß der Text dieser Monographie — er stammt von Gregor Gog und wurde aus dem deutschen Manuskript ins Schwedische übertragen — der Kunst Tombrocks nicht voll gerecht wird. Gog bringt gewiß manches dafür mit. Er ist wohl oft ebenso wie der Maler dahin getraump und hat ein Stück seiner Entwicklung mit erlebt. Aber der Kommunist Gog, der das hitlerdeutsche KZ kennt und heute in Moskau weilt, läßt seinem politischen Eifer zu sehr die Zügel schießen. Dabei kommt das Künstlerische zu kurz. Es bleibt belanglos, ob Tombrock Halbkommunist ist oder sich einen Sozialisten nennt, ob er sich für »Einheitsfront« bekennt und zu welcher Richtung verhehen, Parolen verwehen, und sein Biograph kann im Moment selbst nicht sagen, wie lange er noch als linientreu gelten und ob er eines Tages nicht zum Trotzkisten gestempelt wird. Es spricht durchaus für Tombrocks künstlerischen Unabhängigkeitsdrang, wenn er bisher ablehnte, sich in dieser engen dogmatischen Weise einschachteln zu lassen. Für die Arbeiterbewegung bleibt es nebensächlich, welcher Gruppe der Freiheit und des Sozialismus sich ein Künstler zurechnet, jedoch daß er den gleichen Ungelast und Feind der Menschlichkeit berenne, ewige mitreißende Symbole dieses Kampfes schaffe und sich künstlerisch

nach den Gesetzen seiner Natur vollende — das ist für die Arbeiterbewegung wichtig.

B. Br.

Mißglückter Dichterfang

Eine Illustration zu der bekannten Methode der Diktaturstaaten, sich fremde Schriftsteller durch Erpressung und Lockung gefügig zu machen, liefert der Fall des isländischen Dichters Halldor Laxneß, der im »Manchester Guardian« erzählt wird.

Laxneß, der sich bei einer früheren Gelegenheit einmal ungunstig über das Dritte Reich ausgesprochen hatte, erhielt von einem Hamburger Verlag ein Angebot, sein neuestes Buch in deutscher Sprache herauszubringen unter der Bedingung, daß er folgende (hier aus dem Englischen zurückübersetzte) Erklärung zuvor unterzeichnen müsse:

»Die Auffassung, daß ich ein Feind Deutschlands sei, beruht auf einem völligen Mißverständnis. Wenn ich früher einmal über Deutschland und den Nationalsozialismus etwas gesagt haben sollte, was als gegen sie gerichtet empfunden worden ist, so bedauere ich das, denn ich habe nicht die Absicht, die innerdeutschen Zustände zu kritisieren... Bei meinem Studium der geistigen Entwicklung Europas nehme ich an den dringenden Fragen der europäischen Kultur und Politik ein starkes Interesse, aber ich mische mich nicht in die Politik eines fremden Landes ein. Ich habe die allergrößte Hochachtung für das deutsche Volk und seine große Kultur, besonders auch für diejenigen, die jetzt in Deutschland kulturfördernd tätig sind.«

Zu gleicher Zeit erhielt Laxneß einen Brief der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, in dem er aufgefordert wurde, seine Stellung gegenüber den

Nazis zu korrigieren. Gleich danach traf ein zweites Schreiben der Hamburger Verlagsfirma ein, das ihm ankündigte, mit dem Druck seines Buches werde sofort begonnen werden, sowie er die Erklärung unterschrieben hätte. Laxneß weigerte sich jedoch, zu unterschreiben. Sein Buch »Salka Valka« ist inzwischen in englischer Sprache erschienen.

Sprache und Charakter

Die Verbüderung der deutschen Sprache im Dritten Reich nötigte kürzlich der Frankfurter Zeitung einen langen Leitartikel ab, in dem es hieß:

»Wer einen schlechten Ausdruck, ein schiefes Bild, eine falsche Satzform anwendet oder ungeprüft stehen läßt, der zeigt nicht bloß, was entschuldbar wäre, Mangel an Schönheitssinn oder Stillegefühl, sondern zum wenigsten Mangel an Genauigkeit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Selbständigkeit, Männlichkeit, also auch Mangel an Charakter. Er spricht die Sprache nicht selber, sondern er ist der Knecht dessen, was einmal irgendwo und irgendwann gesprochen wurde.«

Tut die Frkf. Ztg. dem Führer damit nicht unrecht? Kann an außer dem angegebenen Manko nicht auch anderes am schlechten Ausdruck schuld sein, z. B. Mangel an Bildung und Schulung? Der Mensch von geradem Charakter allerdings kennt seine geistigen Mängel und spielt sich in kulturellen Dingen nicht als Führer und Richter auf — und damit bekäme die F. Z. mit ihrer ungewöhnlich scharfen Charakterisierung wieder recht.

Am Schlusse des Artikels folgt der boshafte Satz: »Die von Adolf Hitler gebrauchte Definition »Deutsch sein heißt klar sein«

verpflichtet auch im Bereich der Sprache und gerade dort. Der in Byzanz eigentlich fällige Nachsatz, daß sich der Führer um diese Klarheit vorbildlich bemühe, fehlt völlig — und das fällt wohl jedem Leser auf. Wie es seit langem auffällt, daß Schmock den Führer zwar oft schon als sonstwas gefeiert hat, nur nicht als Hüter der deutschen Sprache. Da kann man sich nur fragen: Wie schlecht muß in Byzanz der Führer sprechen oder schreiben, wenn nicht einmal seine Leibschmücke wagen — — — Bitte, den Satz nach Belieben zu vollenden.

Die Säulen

»Die Bewegung«, das Organ der nationalsozialistischen Studentenfürung, sieht sich genötigt, ihren Lesern einen Ruffel zu erteilen:

»Ihr müßt den jungen Studenten zur Ehrfurcht erziehen!...«

Wer auf dem Königlichen Platz in München nicht dastehen und empfinden kann, daß diese Bauten des Führers rein und groß und klar sind und damit zutiefst das Gesetz des deutschen Wesens verkörpern, wer hier erst seinen Verstand sprechen läßt und sich logisch zu begründen sucht, ob diese oder jene Säule eine tragende Funktion habe oder nicht, der ist nicht unser Mann.

Also wird der in Deutschland viel belachte Witz auch bei den Studenten von Ohr zu Ohr geflüstert: »Wozu denn die vielen Säulen?« Jede dritte muß doch mit dem Gesicht zum Publikum stehen. — Daß diese durchaus ehrfurchtlose Erwägung bei den Säulen einiges Mißbehagen erregt, ist begreiflich.

Hohe Gewinne für die Baulöwen

Aber Wachsen der Wohnungsnot!

Zu den kapitalistischen Gruppen, für die mit der Aufrichtung der nationalsozialistischen Diktatur eine Periode gesteigerter Profite angebrochen ist, gehören die Unternehmer der Bauindustrie. Es ist nicht der Wohnungsbau, der die günstige Konjunktur in der gesamten deutschen Bauindustrie ausgelöst hat. Denn auch auf diesem Gebiete haben die Nationalsozialisten ihr früher gegebenes Versprechen nicht eingelöst.

Der Wohnungsbau, insbesondere der Kleinwohnungsbau, ist von dem herrschenden Regime nicht nur nicht gefördert worden, sondern die öffentlichen Mittel, die noch in den Krisenjahren unter dem Weimarer System für die Beseitigung der Wohnungsnot aufgewendet wurden, sind von der Hitlerregierung bis auf kleine Reste gestrichen worden. Die Drosselung des Wohnungsbaues wird am deutlichsten, wenn man die Zahl der neu erbauten Wohnungen aus dem Jahre 1929 der aus den Jahren der Hitlerdiktatur gegenüberstellt. Im Jahre 1929 betrug der Zugang an neuerbauten Wohnungen 315.700, im Jahre 1935 213.200 und 1936 282.500. Er bleibt damit noch um 33.200 Wohnungen hinter dem Jahre 1929 zurück. Inzwischen ist aber die Zahl der Eheschließungen gestiegen, so daß keine große rechnerische Begabung dazu gehört, um festzustellen, daß die Wohnungsnot heute in Deutschland größer ist denn je. Offiziell wird zugegeben, daß ein Fehlbedarf von 1.500.000 Wohnungen vorhanden ist. In Wirklichkeit dürfte er jedoch noch höher sein.

Das Jahr 1937, in dem die allgemeine Wirtschaftskonjunktur sich weiter aufwärts entwickelte, hat erneut Einschränkungen des Wohnungsbaues gebracht. Wenn der Wohnungsbau im Durchschnitt der Jahre 1928 bis 1932 ein Drittel der gesamten baugewerblichen Produktion ausmachte, so betrug sein Anteil 1936 nur noch 22 Prozent und ist 1937 weiter gesunken. Denn die Zahl der Bauverträge hat in den ersten acht Monaten gegenüber der gleichen Vorjahreszeit um rund 10 Prozent abgenommen.

Der Wert der gesamten baugewerblichen Produktion betrug nach den Berechnungen der Deutschen Bau- und Bodenbank:

	1936	1929
	in Milliarden Reichsm.	
Insgesamt	9,2	8,3
davon Wohnungsbau	2,0	2,9
gewerblicher Bau	1,4	2,7
öffentlicher Bau	5,8	2,7

Noch stärker als beim Wohnungsbau ist demnach der Anteil der gewerblichen Bauten zurückgegangen, und zwar von etwa 33 Prozent im Jahre 1929 auf 16 Prozent im Jahre 1936. Dagegen hat sich der Anteil der öffentlichen Bauten verdoppelt. Er ist von einem Drittel im Jahre 1929 auf zwei Drittel der gesamten baugewerblichen Produktion im Jahre 1936 gestiegen. Sein Wert wird mit 5,8 Milliarden RM im Jahre 1936 veranschlagt, das sind rund 100 Prozent mehr als 1929.

Diese gewaltige Zunahme der öffentlichen Bauten ist durch die Aufrüstung, durch die Anlage von Befestigungen, Kasernen, Flugplätzen, Autobahnen, Straßen, Kanäle und durch die Errichtung von Partei- und Privatpalästen der nationalsozialistischen Bonzen hervorgerufen worden.

Für die Unternehmer der Bauindustrie hat diese öffentliche Baukonjunktur sehr hohe Profite gebracht. Die verschiedenen Branchen dieses Industriezweiges arbeiten unter höchster Kapazitätsausnutzung und bei Verschärfung kapitalistischer Ausbeutungsmethoden. Die Arbeiterschaft mußte wehrlos schikanöse Rationalisierungsmaßnahmen über sich ergehen lassen und ihr Arbeitstag ist von 8 auf 10 Stunden, und teilweise noch mehr verlängert worden.

Der Erfolg dieser intensivierten Arbeitsweise kommt in dem Unterschied der Zunahme der Belegschaften der einzelnen Unternehmungen und der Zunahme des Umsatzes, bzw. des Betriebsertrages zum Ausdruck. Es ergibt sich durchwegs eine bedeutend höhere Umsatz-, bzw. Rohgewinnsteigerung, als eine Steigerung der Belegschaftsziffern und der Aufwendungen für Löhne und Gehälter. Im Hoch- und Tiefbau ist der Rohgewinn von 1934 bis 1936 um 85,5 Prozent gestiegen. Die Gesamtabschreibungen betragen in der gleichen Zeit 19,5, bzw. 31,4 Prozent des Eigenkapitals, während sich der ausgewiesene Gesamt-Reinertrag von 5,3 Prozent auf 8,4 Prozent des Eigenkapitals erhöht hat. Diese erhebliche Gewinnsteigerung wurde

erreicht, obwohl die großen deutschen Bauunternehmen in den letzten Jahren keine Opfer gescheut haben, um ihr Auslandsgeschäft, das vor allem im Orient, in Griechenland, Portugal und Südamerika recht bedeutend ist, nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern nach Möglichkeit auszudehnen. (Dresdener Bank.)

Daß bei einer verhältnismäßig geringeren Vermehrung der Belegschaft ein bedeutend höherer Umsatz erreicht werden konnte, dafür seien ein paar Beispiele angeführt: Bei der Zementfabrik des Bonner Bergwerks- und Hüttenvereins betrug von 1933 bis 1936 die Zunahme der Belegschaft 85 Prozent, die Umsatzsteigerung 150 Prozent. In der gleichen Zeit erhöhten die deutschen Linoleumwerke Berlin-Bietigheim ihre Belegschaft um 20 Prozent, den Umsatz um 50 Prozent. Die Dyckerhoff Portland-Zementwerke in Mainz vermehrten die Belegschaft um 85 Prozent, den Umsatz um 130 Prozent. Die gleichen Ziffern für die gleichen Jahre lauten bei Grün & Bilfinger, Mannheim, 25 Prozent, bzw. 100 Prozent, Philipp Holzmann, Frankfurt a. M., 100 Proz., bzw. 330 Proz., Portland-Zementwerke Heidelberg-Mannheim 90, bzw. 140 Prozent, Vereinigte Mosaik- und Wandplattenwerke A.G., Sinzig a. Rh., 40, bzw. 90 Prozent.

Der Betriebs-Rohgewinn (Umsatz nach Abzug der Aufwendungen für Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe) weist im Jahre 1936 gegenüber dem Jahre 1934 Steigerungen um das zweieinhalbfache auf.

Offenbar hält es das Unternehmertum der Bauindustrie nicht für angebracht, die tatsächliche Höhe des Reingewinnes bekanntzugeben. Denn es hat Abschreibungen vorgenommen, die bei weitem als überrormal bezeichnet werden müssen. In mehreren Fällen erreichen die Abschreibungen auf Anlagen im Jahre 1936 fast den Betrag des gesamten Anlagevermögens überhaupt. So schreibt die Julius-Berger-Tiefbau-AG in Berlin bei einem Anlagevermögen von 1,7 Millionen RM im Jahre 1936 allein 1,41 Millionen RM ab. Die Grün & Bilfinger AG, Mannheim, weist ein Anlagevermögen von 1,22 Millionen RM aus, schreibt aber dennoch im Jahre 1936 2,8 Millionen RM auf Anlagen ab, also 1,6 Millionen RM mehr, als der Wert der Anlagen zu Buche steht! Ein gleiches Verhältnis ergibt sich bei der Hoch-Tief-AG, Essen, die 4,0 Millionen RM auf An-

lagen abschreibt, aber ihre Anlagen nur mit 2,4 Millionen RM ausweist.

Nach solchen horrenden Abschreibungen, in einem Falle betragen sie im Jahre 1936 55,8 Prozent des gesamten Eigenkapitals, ist es kein Wunder, daß dann in dem ausgewiesenen Gesamt-Reinertrag eben nur ein Teil der wirklichen Gewinne sichtbar wird. Trotzdem aber ist durchwegs im Vergleich zu 1934 im Jahre 1936 eine erhebliche Steigerung des Reingewinns festzustellen. Am günstigsten lauten die Abschlüsse der Unternehmungen aus dem Hoch- und Tiefbau, und der Zement- und Kalkindustrie. Während im Jahre 1934 sehr häufig überhaupt kein Reinertrag ausgewiesen wird, beträgt er im Jahre 1936 bis zu 16 Prozent des Eigenkapitals.

Die Entwicklung der Dividende ist der des ausgewiesenen Reinertrags ähnlich. Von 51 Aktiengesellschaften brachten 1934 11 überhaupt keine Dividende zur Auszahlung, während es 1936 nur noch 6 gab, die ihre Aktien leer ausgehen ließen, obwohl sie einen Reingewinn erzielten. Bei der übergroßen Mehrzahl ist eine beträchtliche Dividendensteigerung von 1934 zu 1936 festzustellen. Es sind Firmen dabei, die bis zu 40 Prozent des Eigenkapitals im Jahre 1936 abgeschrieben haben, und dennoch 15 Prozent Dividende aufbringen können. Mit 15 Prozent wird der höchste Dividendenansatz erreicht. 36 von 51 Aktiengesellschaften bringen 8 Prozent und mehr Dividende zur Ausschüttung.

Die Profitchancen des Bauunternehmertums haben sich also im Dritten Reich wesentlich günstiger gestaltet. In der gleichen Zeit, in der der kapitalistische Gewinn in einzelnen Branchen die Höhe des letzten Konjunkturjahres übersteigt, haben sich die Arbeitsmethoden verschlechtert und die Löhne der Arbeiterschaft in der Bauindustrie verringert. Die Zimmerer, Maurer und Bauarbeiter haben heute im ganzen Reiche durchwegs wesentlich niedrigere Stundenlöhne, als sie vor dem Beginn der Hitler-Herrschaft bezogen haben.

So hat wohl das Unternehmertum der Bauindustrie allen Grund, mit dem Nationalsozialismus zufrieden zu sein. Die Arbeiterschaft aber lehrt das Mißverhältnis zwischen der Lohn- und Profitentwicklung, daß alle Versicherungen der Nationalsozialisten, sie wollten das Los der Arbeiter verbessern und die kapitalistische Ausbeutung beseitigen, nur ein demagogischer Schwindel war, der leider nicht ohne Erfolg versucht worden ist.

Die unsichtbare Kinderausbeutung

Im Dienste der Werbung jugendlicher Arbeitskräfte für die Landwirtschaft, wo sich ein besonderer Mangel an Nachwuchs zeigt, hat die Reichsjugendführung in den letzten Jahren eine Hilfsaktion (— für wen? —) eingeleitet, indem sie unter den Angehörigen der HJ und des BdM für einen freiwilligen Landdienst eintrat. Der Leiter des Referats im Sozialen Amt der Reichsjugendführung, Woisch — berichtet »vor drei Jahren seien noch kaum 500 Menschen im Landdienst beschäftigt gewesen, heute arbeiten bereits 15.000 Jungen und Mädchen in den Landdienstgruppen... Der Reichsnährstand rechne die praktische Tätigkeit in den Landdienstgruppen der HJ auf die Landarbeitslehre ein, so daß also jeder Gelegenheit habe, nach einiger Zeit der praktischen Bewährung, sich für diesen oder jenen landwirtschaftlichen Beruf (Gutsverwalter?) zu entscheiden, weiter werde durch Abführung eines Teils des Lohnes auf ein Sparkonto dafür gesorgt, daß die Teilnehmer am Landdienst später zur Erwerbung von eigenem Grund und Boden einen Betriebsfonds haben.« (Frankfurter Zeitung).

Diese Art des Landdienstes ist bekanntlich eine jüdische Erfindung, die schon in der Bibel der Betriebsführer des Jacob gemacht aber leider nicht als deutsches Reichspatent angemeldet hat.

Max Weber hat einmal über die Vorstufen dieses Landdienstes gesagt:

... er hat dann gesagt, er sei durchaus nicht in der Kultur in der Weise zurück, wie ich das von ihm voraussetze. Meine Herren, natürlich er nicht, wohl aber seine Arbeiter, für die er verantwortlich ist. Es gibt eine gewisse Situation kapitalistisch desorganisier-

ter Volkswirtschaften, unter welchen die höhere Kultur nicht überlegen, sondern schwächer ist im Kampf ums Dasein gegenüber der niedriger stehenden Kultur. In einer solchen Situation befinden wir uns zur Zeit. Die Landwirtschaft im Osten ist vom geschäftlichen, industrialistischen Standpunkt aus ein niedergehendes, konkurrenzunfähig werdendes Gewerbe. Daraus folgt aber eine schwere Kulturgefahr. Das Schrecklichste der Schrecken ist ein grundbesitzendes Proletariat, dem die ererbte Heimstätte zum Fluche wird. Gerade die Arbeit in der Heimat aber ist mit dem traditionellen Herrschaftsverhältnis historisch und gedankelmäßig verknüpft: es ist der dunkle Drang nach persönlicher Freiheit, welcher die Arbeiter in die Fremde treibt. Nicht die Unterschiede in der Lohnhöhe allein oder auch nur vornehmlich sind es, die zur Wanderarbeit führen, sondern... die Abneigung, sich gerade in der Heimat zu dauernder Arbeit zu binden, gerade die wohlbekannte Arbeitsglocke des benachbarten heimatischen Großgrundbesitzers hat einen besonders üblen Klang. (»Die ländliche Arbeitsverfassung«, Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1924, Seite 450—493).

Und in der »Wirtschaftsgeschichte«, Seite 288, heißt es: ... die Wegebaupflicht und überhaupt jede nur irgendwie in Betracht kommende Last wird (im cäsaristischen Spätrom) auf die Schultern bestimmter, an Scholle und Beruf (durch Zeitverlust) erblich gefesselter Personen gelegt.

Aber, daß jemand seine Aufnahme in den Hörigenverband auch noch bar bezahlen soll; auf diese Idee ist sogar der Reichsbauernführer Laaban nicht gekommen; der doch sonst, etwa in der propagandistischen Erfassung der Schafe, durchaus modern und nordisch anmutet. Welch zackiges Geschäft.

»Wahre Mittelstandspolitik«

Immer mehr kleine Handwerker müssen in Deutschland ihre Bude zumachen und als Arbeiter in die Fabrik wandern. Gewöhnlich beginnt der Abstieg damit, daß bestellte und angefangene Werkstücke liegen bleiben, weil das Material zur Beendigung der Arbeit fehlt und nirgends aufgetrieben werden kann. Die ersten Gesellen werden entlassen, ein halbes Jahr später die letzten, und sobald der Meister allein in der Werkstatt sitzt, erscheinen Abgesandte der Arbeitsfront, die ihm bekanntgeben, es liege nicht im Sinne des Vierjahresplanes, leistungsunfähige Einmannbetriebe durchzuschleppen. Dagegen seien in den Fabriken alle Arten von qualifizierten Arbeitern knapp usw. Die Handwerker haben sich das anders gedacht, als sie die Republik stürzen halfen. Jetzt haben sie zum Schaden noch den Spott, ihre dankbaren Wahlkandidaten von ehemals erklären ihnen in tausend Reden und Zeitungsartikeln das »bodenständige Handwerk« — wie haben sie ihm einst geschmeichelt! — sei selbst an seinem Elend schuld, denn (wir zitieren die »Deutsche Wochenschau«):

»Es werden alle Voraussetzungen geschaffen, um den Mittelstandsbetrieben dieselben Bestandsmöglichkeiten zu bieten wie den kapitalstarken Großbetrieben. Der kleine und mittlere Eigenbetrieb braucht nur danach zu trachten, technisch so modernisiert zu sein oder kaufmännisch auf einer solchen Höhe zu stehen, daß seine Leistungen jeden Wettbewerb durchhalten. Daraus folgt für uns, daß wahre Mittelstandspolitik nicht etwa dem Schwachen Schutz zu gewähren hat, wie es leider der noch viel zu stark verbreiteten Meinung entspricht. Nationalsozialistische Mittelstandspolitik besteht vielmehr in der Kräftigung der Leistungsfähigen.«

Der leistungsfähigen Großbetriebe nämlich, die Materialmangel und Kurzarbeit eine Weile aushalten und deren technischen und kaufmännischen Vorsprung der kleine Schlosser, Klempner, Tischler, Stellmacher niemals aufholen wird. Die Hans-Sachs-Romantik spielt nur noch auf den Dilettantenbühnen der Hitlerjugend eine Rolle. In der rauhen Wirklichkeit gilt das Gesetz des brutalsten, von keiner Zunfttracht verhüllten Konkurrenzkampfes.

Sammellerien

Vom 17. bis 19. Dezember sammelt die Hitlerjugend für das Winterhilfswerk. Der Reichserziehungsminister hat deshalb angeordnet, daß die Jungen in diesen Tagen von allen Hausaufgaben zu entlasten und am 18. Dezember ganz vom Unterricht zu befreien sind. Da drei Tage später ohnehin die Weihnachtsferien beginnen, wäre es am praktischsten, gleich durchzusammeln. Gearbeitet wird in den deutschen Schulen ja doch nichts mehr.

Neuer Vorwärts

Sozialdemokratisches Wochenblatt

Herausgeber: Ernst Sattler; verantwortlicher Redakteur: Wenzel Horn; Druck: »Graphia«; alle in Karlsbad. Zeitungstarif bzw. m. P. D. Zl. 159.334 VII-1933. Printed in Czechoslovakia. Kontrollpostamt: Poštovní úřad Karlovy Vary 3. — Aufgabepostamt Karlsbad 3.

Der »Neue Vorwärts« kostet im Einzelverkauf innerhalb der CSR Kč 1,40 (für ein Quartal bei freier Zustellung Kč 18.—). Preis der Einzelnummer im Ausland Kč 2.— (Kč 24.— für das Quartal) oder deren Gegenwert in der Landeswährung (die Bezugspreise für das Quartal stehen in Klammern): Argentinien Pes. 0,30 (3,60), Belgien: Belg. Frs. 2 (24.—), Brasilien 1 Milreis (12.—), Bulgarien Lew 8.— (96.—) Danzig Guild 0,45 (5,40), Deutschland Mk. 0,25 (3.—), Estland E. Kr. 0,22 (2,64), Finnland Fmk. 4.— (48.—), Frankreich Frs. 1,50 (18.—), Großbritannien d. 4.— (Sh. 4.—), Holland Gld. 0,15 (1,80), Italien Lir. 1,10 (13,20), Jugoslawien Din. 4,50 (54.—), Lettland Lat. 0,30 (3,60), Litauen Lit. 0,55 (6,60), Luxemburg B. Frs. 2,45 (29,50), Norwegen Kr. 0,35 (4,20), Oesterreich Sch. 0,40 (4,80), Palästina P. Pr. 0,020 (0,216), Polen Zloty 0,50 (6.—), Portugal Esc. 2.— (24.—), Rumänien Lei. 10.— (120.—) Schweden Kr. 0,35 (4,20), Schweiz Frs. 0,30 (3,60), Spanien Pes. 0,70 (8,40), Ungarn Peng. 0,35 (4,20), USA 0,08 (1.—).

Einzahlungen können auf folgende Post-scheckkonten erfolgen: Tschechoslowakei: Zeitschrift »Neuer Vorwärts« Karlsbad, Prag 46.149. Oesterreich: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Wien B-198.304. Polen: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Warschau 194.797. Schweiz: »Neuer Vorwärts« Karlsbad Zürich Nr. VIII 14.697. Rumänien: Anglo-Chechoslowakische und Prager Creditbank, Filiale Bukarest, Konto »Neuer Vorwärts«, Bukarest Nr. 2088. Ungarn: Anglo-Chechoslowakische und Prager Creditbank, Filiale Karlsbad, Konto »Neuer Vorwärts«, Budapest Nr. 2029. Jugoslawien: Anglo-Chechoslowakische und Prager Creditbank, Filiale Belgrad, Konto »Neuer Vorwärts«, Beograd Nr. 51.005. Genaue Bezeichnung der Konten ist erforderlich.